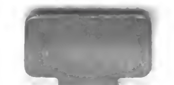


Deutscher Ehren-Tempel

Wilhelm Hennings

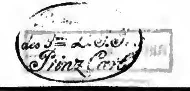


Deutscher
Ehren-Tempel.

Bearbeitet
von einer Gesellschaft Gelehrter
und
herausgegeben
von

W. Hennings,
Herzogl. Sächs. Geheimen Legations-Rath.

Zehnter Band.



Gotha, 1829.
In der Henning's'schen Buchhandlung.



ALEXANDER I.

Alexander I.

Kaiser aller Reufsen.

Ob dieser in der Geschichte hochgefeierte und für sie nicht minder, als der jenes Alexanders von Macedonien berühmte Name auch zu einer Stelle im Ehrentempel der Deutschen berechtigt und deren würdig sei: das wird wohl kein Geschichtskundiger und kein biederer Deutscher in Frage stellen oder bezweifeln wollen. Der Verfasser dieser kurzen Darstellung seines Lebens kömmt daher nicht im Mindesten in Verlegenheit, und möchte nur recht sehr wünschen, dafs Allen, die den Namen Alexanders I. nennen hören, der Puls so ruhig schlagen möge, als ihm, der den herrlichen Fürsten persönlich gekannt, ihn nicht partheiisch in seinem Leben betrachtet, und bei Allem, was er von ihm weifs, ihn der gröfsten Verehrung werth gefunden hat. Erlaubt sei es jedoch, ehe zu dieses ausgezeichneten Regenten Leben und Fürstentugenden in der Beschreibung geschritten wird, einige ernste Blicke auf den nordischen Himmel zu richten, unter dessen erhellterem Glanze Alexander, unter dem Jubelrufe von Millionen gesegnet, empfangen ward.

Peter I. für Rufsland und für viele Fürsten mit Recht der Grofse genannt, hatte für dieses Reich in Wahrheit so viel Grofses gethan, dafs deshalb das russische Volk seiner immer mit Verehrung wird gedenken müssen. Er hatte den dunkeln Himmel seines Reiches zu lichten begonnen, nachdem er durch den Antrieb seines herrlichen Genius alle die Verhältnisse, in welchen Fürsten und Unterthanen stehen, mit weiser Sorgfalt erlernt und erprobt hatte. — — Unter ihm erhob sich das russische Reich schon zu bedeutender Höhe, und er hat allerdings für

sein Reich so viel geleistet, dafs manche Regenten unserer Zeit, wenn es Peters Genius vergönnte, noch manches auf die Rechnung ihrer Regierung als Brosamen hinnehmen könnten. Doch wir dürfen nicht bei diesem, der Geschichte unveräufserlichen Namen beharren, so lange wir doch gerne wollten; wir müssen eilen, um seinen grofsen Thronerben, Alexander I., zu erreichen; können dies jedoch nicht, ohne in der Kürze noch einige der allgemeinen, und der russischen Geschichte insbesondere angehörige Thatsachen zu berühren. Wir gedenken hier gar nicht dessen, was unter Elisabeth, Peters grofser Plan an Ausführung verlor; wir wenden uns nachgerade auf die Regierungszeit Katharinens II., und erinnern an das, was von dieser, als Fürstin grofsen Frau, im Ehrentempel der Deutschen bereits tadellos dargestellt worden ist.

Paul I. ihr Sohn und Thronerbe, war unsers gefeierten Alexanders Vater. Des Geschichtsschreibers erste Pflicht ist Wahrhaftigkeit, darum auch hier der Wahrheit die Ehre.

Paul, war — was der Verfasser von Personen weifs, die im vertraulichen Umgange sich mit ihm befanden — ein, wie der Deutsche sich auszudrücken pflegt, herzensguter Mensch; umstellt aber und umgarnt von Laurern — man fragt: warum? wurde dieser junge hoffnungsvolle Fürst bald genug zu jenem Mifstrauen hingerissen, das dem redlichen Menschen so leicht zum Fehler, vielleicht zum grofsen Fehler werden, und zumal, wenn er Gewalt besitzt, ihn zu traurigen Mifsgriffen und harten Handlungen verleiten kann.

Paul endete an den Folgen dieses, nicht so ganz durch seine Schuld ihm eigenen Mifstrauens und harten Betragens, und tausend französische Adler werden nicht im Stande gewesen sein, das Herz desjenigen zu beschwichtigen, der vornämlicher Zeuge seiner letzten Augenblicke gewesen ist. Doch hinweg von diesen schauderhaften Scenen! auf Alexander I. richten sich nun unsere aufmerksamen Blicke.

Alexander wurde den 23. Dez. 1777. geboren; er war Paul I. und dessen zweiter Gemahlin, Maria Feodorowna, einer Tochter Herzog Eugens von Würtemberg, Erstgeborner. Den Namen Alexander legte ihm nicht ohne bedeutungsvolle Beziehung die kaiserliche Grofsmutter bei, wovon schon bei der Darstellung ihres Lebens kurze Bemerkungen eingestreut worden sind. Diese geistig grofse Frau war es auch, die des geliebten Enkels in seiner frühesten Ausbildung freundlich gedachte; noch weniger aber vergafs seiner die treue Mutter, deren vorzüglichem Geiste und Herzen es wohl immer zugeeignet werden mufs, dafs Alexander als Beherrscher eines so grofsen Reichs und als Mensch in seinem Verhalten bis zum Aermsten herab, sich immer gleich menschenfreundlich und grofs benahm.

Für Lehrer und Führer in seiner Jugend ward mit trefflicher Wahl gesorgt. Ein la Harpe that dabei nicht ohne Erfolg das Seine; wir wollen aber auch, ohne hoffärtig sein zu wollen, des deutschen Klinger nicht vergessen, der auf Alexanders vielseitige Ausbildung einen nicht ungewichtigen Einfluſs gehabt hat.

Daſs Alexanders Jugend mit Kenntnissen reichlich ausgestattet war, für die er sich selbst empfänglich und geneigt bewies, davon zeugen die Denkmahle, die er sich selbst als wissenschaftlich ausgebildeter Fürst durch Beförderung der mannichfaltigsten Zweige der Künste und Wissenschaften, in seinem Reiche allenthalben gesetzt hat. Im zartesten Einklange mit seinen vielseitigen herrlichen Kenntnissen, stand auch sein wahrhaft herrliches Herz. Es war mit Liebe den Menschen zugewandt; dies haben ja nicht allein die Guten seiner Unterthanen nicht verkannt, sondern auch so viele Deutsche in Erfahrung.

In seinem sechzehnten Lebensjahre, am 9. October 1793., wurde Alexander mit der Prinzessin Marie Luise Auguste, dritten Tochter des Erbprinzen Karl Ludwigs von Baden, vermählt, welche, nach Ablegung des Bekenntnisses der griechischen Kirche, den Namen Elisabeth erhielt. Als eine freundliche Lebensgefährtin ging diese so liebenswürdige Gemahlin neben Alexander her, von eben der Menschenfreundlichkeit und Milde beseelt, wie ihr kaiserlicher Gemahl; aber ihr Diadem zierten auch die schönen Tugenden der Einfachheit und Bescheidenheit. Der äuſsere Glanz, der ohne Tugend, auch den Fürsten auf den mächtigsten Thronen, nie wahre Würde und Verehrung verschafft, war ihr fremd und zuwider. Froher noch und glücklicher, als sie mit dem Gemahl lebte, würde sie mit demselben gelebt haben, hätte die Vorsehung ihre Ehe mit Kindern gesegnet; aber zum herbsten Schmerz der Aeltern, wurde ihnen auch das einzige Pfand ihrer Liebe, die geliebte Tochter, Maria Alexandrowna, am 6. August 1801, im zweiten Lebensjahre durch den Tod entrissen.

Als Thronerbe des gröſsten Kaiserreichs hatte Alexander, obschon genug geprüft, erfahren und gebildet, wohl nichts weniger erwartet, als daſs ihm die schwerste Last, die ein Mensch zu tragen hat, die Last des Scepters, so bald in die Hand gegeben würde; — siehe da legte es die Vorsehung unerwartet an dem für seinen Vater verhängniſsvollen Morgen des 24. März 1801 in seine reine, unbefleckte Hände.

Kaiser Paul I. hatte sich am Abend des 23. (11.) März um 10 Uhr in sein Schlafgemach begeben. Er ahnete, er fürchtete wohl nicht, da er eben recht heiter und wohl sein Schlafzimmer betrat, die ihn bald erwartende — Todesstunde. Es ist keiner Beschreibung fähig, welche Bewegungen, welche Erschütterungen in den anliegenden Appartements gefühlt wurden, als der Schlag des Todes ihn

traf, und was besonders der fühlen mufste, der nun als Kaiser in zwei Welttheilen, die Zügel der Regierung erfassen sollte. —

Genug — Kaiser Alexander I. war am Morgen des 24. März Selbstherrscher aller Reufsen, und erliefs sogleich an diesem Morgen folgende Proklamation:

Wir von Gottes Gnaden, Alexander I., Kaiser und Selbstherrscher aller Reufsen etc., machen allen Unsern treuen Unterthanen kund:

Der Vorsehung des Höchsten hat es gefallen, das Leben Unsers geliebten Vaters, Herrn und Kaisers, Paul Petrowitsch, der in der Nacht vom 11/23 auf den 12/24 dieses Monats an einem Schlagflusse plötzlich verschieden ist, abzukürzen. Indem Wir nun den kaiserlichen Thron aller Reufsen erblich annahmen, nehmen Wir auch zugleich die Pflicht auf Uns, das Uns von Gott anvertraute Volk, nach den Gesetzen, und nach dem Herzen Unserer in Gott ruhenden glorreichen Grofsmutter, der grofsen Frau und Kaiserin, Katharina der Grofsen, zu regieren, deren Andenken Uns, und dem ganzen Vaterlande, auf ewig theuer bleibt. Ja, indem Wir ihren weisen Absichten folgen, werden Wir dahin gelangen, Rufsland auf die höchste Stufe des Ruhms zu erheben, und allen Unsern treuen Unterthanen ein unverletzliches Wohl zu sichern, die Wir hiermit auffordern, ihre Treue zu Uns, vor den Augen des allsehenden Gottes, den Wir anflehen, dafs er Uns Kräfte verleihen möge, die jetzt auf Uns liegende Bürde zu tragen, mit einem Eide zu besiegeln. Gegeben zu St. Petersburg den 12. März (russischen Styls) 1801."

Alexander wich sogleich beim Antritt seiner Regierung von der Politik seines Vaters ab. Dies war zunächst der Fall hinsichtlich der feindseligen Schritte Rufslands gegen England, und die dadurch herbeigeführte nordische Convention zur bewaffneten Seeneutralität. Diese feindseligen Schritte gegen England konnten Rufsland nicht nützen, sondern nur schaden. Alexander beurtheilte dieses sehr richtig, und ergriff die zweckdienlichsten Mafsregeln, um das heranziehende Ungewitter zu entfernen. Der Sieger bei Abukir, Admiral Nelson, hatte die Dänen geschlagen, und zog mit einem sehr ansehnlichen Geschwader besonders gegen Rufsland heran. Dafs er aber nicht feindselig gegen dieses handeln konnte und durfte, dieses war eine Frucht von Alexanders hellblickendem Geiste. Kaum hatte dieser die Regierung angetreten, so machte er dieses Ereignifs unter den freundschaftlichsten Aeufserungen dem englischen Hofe bekannt, und der Erfolg war Friede. Alexander konnte nun auf die innern Verhältnisse und Bedürfnisse seines Reichs ungestört hinblicken, und die Mittel sowohl erforschen, als benutzen, womit diesen geholfen werden konnte. Mit dem lebhaftesten Eifer drang der junge Monarch in das Innere der Staatsverwaltung seines Reichs. Rufsland

sollte sich nach seinem Willen neu gestalten, und die Wohlthaten der Civilisation geniefsen, die Peter I., sein grofser Ahnherr, vorbereitet hatte. Hierzu benutzte er den Frieden mit England, welcher am 27. Juni zu Petersburg abgeschlossen worden war. Mit Oestreich, Frankreich und Spanien wurden ebenfalls die alten Verbindungen entweder wieder angeknüpft, oder gestalteten sich neu, und bereiteten einen allgemeinen Frieden in Europa vor, dem dasselbe so lange vergeblich entgegen gesehen hatte.

Die ersten Schritte, welche Alexander in seiner Regierung that, nahmen ihre Richtung sowohl auf mangelhafte Einrichtungen, als auch dahin, zwischen Herrscher und Volk alles Mifstrauen zu entfernen. Deshalb stürzte er ein altes Bollwerk der Despotie, eine politische Inquisition, die unter dem Namen einer geheimen Inquisitionscanzlei, seit den Zeiten des Czars Alexei Michailowitsch bestanden hatte, und nur während der kurzen Regierungsdauer Peters des III. aufgehoben gewesen war. Sich seiner Würde und guten Absichten bewufst, fürchtete er keine übeln Folgen durch Aufhebung eines Instituts, welches eine ängstliche Politik erfunden zu haben schien, um eine ewige Scheidewand zwischen dem Fürsten und seinen Unterthanen zu errichten. In dem deshalb erlassenen Ukas drückt sich der menschenfreundliche Monarch folgendermafsen aus:

> „Unserm Herzen ist die Ueberzeugung angenehm, dafs, indem Wir unsere Vortheile mit den Vortheilen Unserer Unterthanen vereinigen, und die Erhaltung Unseres Namens und der Unverletzlichheit des Reichs gegen alle Unternehmungen der Unwissenheit und Bosheit, blos der Wirkung der Gesetze anvertrauen, Wir unsern Unterthanen auch einen neuen Beweis geben, wie sehr Wir von ihrer Treue gegen Uns und Unsern Thron überzeugt sind, und dafs Wir Unsern Vortheil nie von ihrem Wohle trennen werden, welches auf immer einzig und allein das ganze Wesen Unserer Gedanken und Unsers Willens ausmachen wird."

Nach diesen und manchen andern neugetroffenen Einrichtungen und Veränderungen, reiste Alexander den 25. August, v. St. Petersburg zur Krönung nach Moskau ab. Alles war mit Liebe auf seinen Empfang vorbereitet; denn was er bis jetzt vom Throne herab verordnet und gethan hatte, zeugte für den eben so einsichtsvollen, als menschenfreundlichen und liebenswürdigen Fürsten. Am 8. (20. Sept.) erfolgte der feierliche Einzug vom Lustschlosse Petrowsk, wobei der bescheidene Monarch neben seinem Bruder Constantin mit entblöfstem Haupte einher ritt. Die Rückkehr von Moskau nach 'Petersburg erfolgte am 31. October. Mit welchen innigen Gefühlen Viele an der Krönung des jungen Kaisers Theil genommen

hatten, dies beweisen die Stiftungen mehrer Armenhäuser, durch Communial- und Privatbeiträge, zum Andenken dieses wichtigen Ereignisses.

Was Alexander unter den Begünstigungen des allgemeinen Friedens schon begonnen hatte, das setzte er mit unermüdlicher Thätigkeit jetzt fort. Das Wohl seiner Unterthanen war sein Hauptaugenmerk. Alle Rescripte und Verordnungen des Kaisers aus dieser Zeit, sind voller charakteristischer Züge der Menschenfreundlichkeit. Früherhin gab es einen, nur für kaiserliche Personen erlaubten, Weg nach Moskau; Alexander liefs ihn für alle öffnen; früher mufsten bei der Durchreise obrigkeitlicher Personen, Städte und Dörfer Geschenke bringen; diesen Mifsbrauch schaffte er ab. Unter den frühern Regierungen hatte so Mancher Unrecht erlitten; Alexander-Salomo, wie ihn einige deutsche Zeitschriften genannt haben, suchte das erlittene Unrecht zu vergüten. Eine eigene Commission untersuchte die verhängten Criminalstrafen, und reichte von Zeit zu Zeit Berichte ein, denen zufolge auf Befehl des Kaisers der dirigirende Senat einer grofsen Anzahl von Personen, Freiheit, Zurückberufung aus der Verbannung, Wiederherstellung ihrer Rechte, und andere Vergütungen ertheilte. Viele kehrten aus Sibirien in die Arme ihrer Anverwandten zurück; Viele erhielten die geraubte Ehre, die verlornen Güter wieder; die Strafe der Vergehungen ward gemildert, und die Tortur abgeschafft. Die Regierung hielt es nicht unter ihrer Würde, die Motive ihrer Handelsweise selbst anzugeben. Auch wurde die von der Kaiserin Katharina niedergesetzte Gesetzcommission, deren Thätigkeit in den letzten Jahren gelähmt worden war, von Neuem durch einen kaiserlichen Befehl in Thätigkeit gesetzt. Um wahre Aufklärung zu befördern, hob ein Ukas an den dirigirenden Senat die Censurbehörde auf, welche seit 1796 bestanden hatte. Ausländische literarische Erzeugnisse wirkten wohlthätig auf den Geist einer Nation, die nur eines Winkes bedurfte, um die noch selten betretene Bahn zu verfolgen. Schriftsteller von Ruf, die im Dienste des Staats standen, wurden mit dem Annenorden II. Klasse ausgezeichnet; Werke, die einen nützlichen Zweck hatten, auf kaiserliche Kosten gedruckt; wissenschaftliche Sammlungen im Auslande aufgekauft, und zum Theil höhern Unterrichtsanstalten geschenkt, oder dem öffentlichen Gebrauche überlassen.

Damit aber auch die Erfahrung fremder Länder Rufsland zu gute käme, bereisten mehre dazu geschickte Personen auf kaiserliche Kosten verschiedene Länder Europa's, um deren wohlthätige und wissenschaftliche Anstalten an Ort und Stelle zu untersuchen, und ihre Zweckdienlichkeit zu erforschen. Reich beschenkt wirkten die verschiedenen, von allen Fesseln befreiten Akademien, in thätiger Stille; eine Schule für Schiffbaukunst erhielt ihr Daseyn, und das Departement der Volksaufklärung arbeitete an Plänen zur Anlegung von Universitäten, Gymnasien und

Schulen, waran es Rufsland bisher gebrach. Jeder Universität wurden 130,000 Rubel jährlich zur Erhaltung angewiesen, jedem Gymnasium 1. Klasse, 8 an der Zahl, 6250. u. s. w.

Bei so reich ausgestatteten Anstalten, wurden natürlich weit gröfsere Ausgaben herbeigeführt. Alexander richtete daher sogleich seine Aufmerksamkeit auf diejenigen Gegenstände, wo Einschränkungen und Ersparungen gemacht werden konnten. Er fing am Hofe an. Die Hofkanzelei wurde als unnütz abgeschafft. Hierdurch wurde viel gewonnen. Die Ausgabe für die Tafel des Kaisers wurde täglich auf bestimmte Summen festgestellt, und dies war verhältnifsmäfsig auch der Fall hinsichtlich der Tafelgelder der Grofsfürsten und Grofsfürstinnen. Auch die vorher weit gröfsere Anzahl des Marstalls wurde auf 1200 herabgesetzt. Durch die aufgehobene Hofkanzlei und mehre andere Hofbedienungen, waren allerdings viele Menschen aufser Dienst und Brod gekommen. Darauf nahm der gerechte Alexander sehr sorgfältige Rücksicht, und wies ihnen anderweitige Anstellungen und Entschädigungen an. Von den Ersparnissen, die er noch mehr zu machen suchte, machte er verdienten Männern Geschenke, oder zeichnete sie auch auf andere Weise aus. Um es auch den Truppen nicht an ermunternden Auszeichnungen fehlen zu lassen, erneuerte Alexander den Georgenorden, und für Alle, welche im friedlichen Wirkungskreise des Staates sich auszeichneten, den Wladimirorden. Bemerkenswerth ist der Schlufs der hierher gehörigen Ukas vom 12/24 December 1801., indem es darinnen heifst: „Da Wir auf solche Art den wahren Verdiensten alle Wege zum Ruhme geöffnet und ihnen durch genaue Bestimmung ihrer Rechte ihre Belohnungen zugesichert haben, so wünschen Wir auch, dafs der Geist der Ehre, welcher den Bürger mitten unter seinen friedlichen Bemühungen aufklärt, und den Krieger bei seinen Thaten beseelt, für die Russen der einzige Beweggrund ihrer Gesinnungen und Handlungen sein, und alle ihre Anstrengungen blos zum Vortheile und Ruhme des ihnen erkenntlichen Vaterlandes regieren möge."

Bei solchen Ermunterungen der Thätigkeit konnte es nicht fehlen, dafs in allen Ständen sich eine erfreuliche Regsamkeit zeigte. Ackerbau und Handel eröffneten sich neue Quellen des Reichthums; und Belohnungen reizten den Unternehmungsgeist. Zur Belebung des innern Handels wurden die angefangenen Kanäle theils beendigt, theils fortgesetzt; oder auch neue angelegt.

Ueberzeugt von der Wahrheit des Grundsatzes, dafs der Wohlstand des Reichs gar sehr von Verbesserungen des Ackerbaues abhänge, wendete sich Alexanders Aufmerksamkeit auf denselben vorzüglich, und er fand hier ein sehr weites Feld, für seinen sehr thätigen Geist. Er fand ihn freilich noch in einem sehr rohen Zustande vor, und sah ein, dafs die Verhältnisse, in welchen sich die

ackerbauenden Unterthanen befanden, der Vervollkommnung desselben noch manche Schwierigkeiten in den Weg legen würden. Denn der eigene Culturzustand der Bewohner in allen Provinzen, war so sehr verschieden, dafs mit einem Male keine durchgreifende, auf Alles sich erstreckende Mafsregeln genommen werden konnten. Doch ward sogleich das Möglichste gethan, und die spätere Zeit hat es bewiesen, wie thätig man in dieser Rücksicht fortgearbeitet hat.

Auch der Senat hatte keinesweges die Einrichtung, welche dem scharfblickenden Kaiser, als die richtige erschien. Daher erkannte er, in einem Ukas vom 8/20 September, dieser wichtigen Behörde neue Rechte und Vorzüge zu, und erklärte sie zur obersten, unmittelbar unter dem Kaiser stehenden Behörde des ganzen Reichs.

Mangelhaft und keineswegs wohlgeordnet, schien dem Monarchen auch das ganze Verwaltungswesen. Er traf hier ganz neue Einrichtungen, so dafs die ganze Verwaltung der Reichsangelegenheiten in acht Abtheilungen getheilt wurde, von welchen jede ein eignes Ministerium ausmacht: 1) Landmacht, 2) Seemacht, 3) auswärtige Angelegenheiten, 4) Justiz, 5) innere Angelegenheiten, 6) Finanzen, 7) Commerz, 8) Volksaufklärung.

Nachdem im Inneren, und so zu sagen an Ort und Stelle solche wichtige Veränderungen, Verbesserungen und wohlthätige Einrichtungen getroffen worden waren, wollte sich der Kaiser auch, so weit jetzt möglich, von dem Zustande der entlegenen Provinzen überzeugen. Er unternahm daher eine Reise nach Memel, deren Zweck hauptsächlich war, den Culturzustand seiner, an der Westgrenze des Reichs, gelegenen, gröfstentheils deutschen Provinzen, zu untersuchen. Er hoffte dabei hier mit seinem sehr wohlgemeinten Plane hinlänglich begriffen zu werden, und die beabsichtigten Veränderungen am ersten durchführen zu können. Auch diese Reise war für den allgeliebten Monarchen ein wahrer Triumphzug. Schon in Narwa, wo er am Tage seiner Abreise (20. Mai) Abends anlangte, gab er sogleich einen Beweis seiner freundlichen Herablassung. Er folgte hier der Einladung des lutherischen Pfarrers Skoft, der an diesem Tage seine Hochzeit feierte, wohnte der Trauung bei, und verehrte dem Brautpaare, zum Andenken des Tages, einen schönen Ring. Eben so herablassend und gütig bewies sich Alexander auch in Riga, wo er mit den lautesten Aeufserungen der Freude und Liebe empfangen wurde. Man bot hier Alles auf, um ihn zu überzeugen, wie sehr willkommen er sei. Aber er rechtfertigte auch die Erwartungen, die man von ihm hegte, und die sehr gute Meinung, die man von ihm hatte. Am Abend seiner Ankunft wohnte er nach der Oper einem, ihm zu Ehren veranstalteten Balle bei, wo er mit Damen aus allen Ständen tanzte. Er übernahm sehr gern Pathen-

stelle bei einem neugebornen Sohn des Generals Jasykow. Bei einem Mahle, welches der livländische Adel im Ritterhause bereitet hatte, trank er mit besonderer Freude aus einem Weinglase, aus welchem Peter der Grofse, am 18. November 1711., bei einer öffentlichen Mahlzeit in Riga, getrunken hatte. Sich mit dem mit Champagner gefüllten Glase erhebend, sagte er in deutscher Sprache die Worte: „Auf das Wohl des Adels, der Bürgerschaft und des ganzen Landes!" und somit leerte er das Glas.

Wie sehr wohl ihm die Beweise von Ergebenheit, Aufmerksamkeit und Vertrauen, welche die Livländer ihm gaben, gefallen hatten, darüber drückt er sich, nach seiner Rückreise von Riga, in einem Rescripte an den Kriegsgouverneur, Fürsten Golizyn zu Riga, folgendermafsen aus:

„Fürst Sergej Feodorowitsch! Ich habe Ihnen nach Meiner Ankunft „hierselbst zwar mündlich aufgetragen, der Ritterschaft, den Magisträten, „und den sämmtlichen Einwohnern des livländischen Gouvernements für „die Mir dargelegten Beweise der innigsten Anhänglichkeit Meine beson-„dere Erkenntlichkeit zu bezeugen; gegenwärtig aber bei Meiner Abreise „empfinde ich ein doppeltes Vergnügen, Ihnen eben diese Gefühle und „Meine Zuneigung erneuern zu lassen. Der Wohlstand der Bewohner „Rufslands ist stets der Hauptgegenstand Meiner Bemühungen gewesen „und wird es fernerhin sein. Ich verbleibe Ihnen wohlgewogen

Alexander."

Sehr willkommen langte Alexander in Memel an, wo sich auch König Friedrich Wilhelm III. von Preufsen, eingefunden hatte. Hier wurde zwischen diesen beiden Monarchen ein Freundschaftsbündnifs seltener Art geschlossen. Es ist durch nichts bis zum Tode des Kaisers gestört worden, und man weifs es, von welcher Wichtigkeit es gewesen ist. Nach einigen Tagen Aufenthalt trat Alexander seine Rückreise nach Petersburg an, und hier gab er wieder einen Beweis seines von Menschenliebe so ganz durchdrungenen, herrlichen Herzens. In der Nähe von Kowno, am Ufer eines Flusses, an welchem die Landstrafse hinlief, bemerkte der Kaiser einen Haufen Bauern, die sich um etwas zusammendrängten. Sogleich fragte er nach der Ursache des Auflaufs, und erfuhr, dafs ein Bauer, beim Ziehen einer Barke, durch das Reifsen eines Taues, sehr beschädigt zur Erde gestürzt sei. Im Augenblicke liefs der herrliche Fürst, der Herrscher über so viele Millionen, der grofse Kaiser in zweien Welttheilen, anhalten, und eilte, als Mensch der edelsten Art, auf den armen Unglücklichen zu. Er befahl unverzüglich einen Wundarzt herbeizurufen. Als dieser herbeigekommen war und einen Aderlafs für

nöthig fand, hielt Alexander den Beschädigten in seinen Armen, und reichte sogar, zum Verband der Ader, sein Taschentuch her. Wer wäre im Stande das Erstaunen und überhaupt die Gefühle auszudrücken, von welchen, beim Wiedererwachen aus seiner Ohnmacht, einer, vielleicht der ärmsten Unterthanen des russischen Reichs durchdrungen war, als er sich in den Armen seines Kaisers sah, der ihn, reichlich beschenkt, den Seinen zurücksendete, und frohen Gemüths mit einer neuen eindrucksvollen Bestärkung des alten schönen Glaubens hinwegreiste

Homo sum, humani nihil a me alienum puto.

Dafs Alexander bei aller seiner Menschenfreundlichkeit und Herzensgüte, aber auch empfindlich ernst sein konnte, und treffend zu züchtigen verstand, davon gab er auf dieser Rückreise einen denkwürdigen Beweis. Bei der Durchreise des Kaisers hatte der Adel einer Grenzprovinz ein glänzendes Fest in dem sogenannten adelichen Cassino veranstaltet, und den Kaiser, durch eine besondere Deputation, auf das Feierlichste einladen lassen. Alexander erfuhr, dafs jeder Bürgerliche ausgeschlossen sei, und er erschien darum nicht bei dem stolzen Feste, veranstaltete dagegen einen Freiball, zu welchem alle Einwohner eingeladen wurden, und tanzte ohne Unterschied mit adelichen und bürgerlichen Damen.

In kurzen Tagereisen kehrte der Kaiser nach Petersburg zurück, und wie er auf der Reise allenthalben Denkmale seiner fürstlichen Milde zurückgelassen hatte, so ordnete er auch nach derselben, als ein Feind alles unnützen Gepränges, für die Zukunft an, dafs bei ähnlichen Reisen, die Errichtung von Ehrenpforten, die Beleuchtung und Besetzung der Strafsen mit Bäumen, unterlassen werden sollen, „weil," wie der Befehl sich ausdrückt, „hierdurch die Wälder auf eine zwecklose Weise ruinirt werden, und selbst der Reisende keinen weitern Nutzen davon hat, als das blofse Ansehen."

Europa befand sich, nach dem Frieden von Amiens, in einer bedenklichen Spannung. Es liefs sich, bei dem höchst reizbaren Ehrgeiz des ersten Consuls von Frankreich, und bei dem Gefühle der Ueberlegenheit, welche England durch seine Seemacht hatte, vermuthen, dafs zwischen beiden Nachbarstaaten sich bald ein neuer Krieg entzünden werde. Dies bestätigte sich auch sehr bald. Frankreich warf den Fehdehandschuh hin, durch die Besetzung von Hannover. Alexander war weit entfernt, bei aller Aufmerksamkeit, die er immer auf den politischen Himmel hatte, sich hierein zu mischen; ihm war es jetzt zu wichtige Hauptsache, für sein Reich im Frieden das Möglichste zu wirken, und daher kam es auch, dafs ein Mifsverständnifs, welches zwischen Rufsland und Schweden, veranlafst durch den Bau einer Brücke auf der Grenze beider Reiche, welche der König von Schweden hatte auf seine Kosten ausbessern, auf der russischen Seite aber

das dahin gehörige russische Wappen wieder herzustellen unterlassen hatte, herbeigeführt worden war, schnell und gütlich gehoben wurde.

Den auf mögliche Ersparnifs so sehr bedachten Kaiser unterstützten auch Staatsbeamte, die in seinem Sinne und nach seinem Herzen arbeiteten, und es war dadurch möglich, dafs, worauf Alexanders Auge so fest gerichtet war, auf die öffentlichen Unterrichts- und Bildungsanstalten noch mehr, wie bisher, verwendet werden konnte. Für deren Unterhaltung wurden auf das Jahr 1803 fünf mal hundert tausend Rubel bestimmt. Nach dem von der Schulcommission vorgelegten Plane, erhielt jedes Kirchspiel eine Schule, jede Kreisstadt eine Kreisschule und jede Gouvernementsstadt ein Gymnasium. Die neu errichteten Universitäten zu Petersburg, Kasan und Charkow erhielten Dotationen und Einrichtungen, nach dem Muster der deutschen Universitäten. Auch Kiew, Tobolsk und Using-Weliki sollten in ihren Ringmauern ähnliche Anstalten erhalten.

Den Schöpfungen der Wohlthätigkeit, welche Alexander, geleitet durch den Geist der Menschenliebe, so schnell und zahlreich hervorgebracht, so zu sagen hervorgezaubert hatte, stand dieser Geist in seiner herrlichen Mutter, still wünschend und gewifs hoffend, freundlich zur Seite! Schon hatte diese, vor so vielen Fürstinnen durch hellen Verstand, edles Herz, stille fromme Wirksamkeit, ausgezeichnete Fürstin, von ihrem Gemahl, der das Herz und den reinen Willen seiner vortrefflichen Gemahlin ehrte, zur Förderung der von ihr gestifteten Wohlthätigkeitsanstalten, eine Million Rubel jährlicher Einkünfte angewiesen erhalten. Der würdige Sohn der würdigen Mutter vermehrte diese Summe sehr ansehnlich. Aufser den bestehenden Instituten, das Fräuleinstift in Petersburg, die Findelhäuser daselbst und in Moskau, und die damit verbundenen Lombards- und Depotkassen, die mit dem Moskauischen Findelhause verbundene Handlungsakademie, und das im Jahr 1801 vom Kaiser Paul daselbst gestiftete Paulshospital, verdanken jetzt der Kaiserin Maria noch folgende Anstalten ihr Dasein:

1) Die Erziehungsinstitute des St. Katharinenordens in St. Petersburg und Moskau, 2) das Marienstift in St. Petersburg, 3) das Hebammen- und Wöchnerinneninstitut ebendaselbst, 4) die mit den beiden Findelhäusern verbundenen Wittwenhäuser, Wittwenkassen und Hospitäler, und 5) die beim St. Petersburgischen Findelhause errichtete Baumwollenspinnerei.

Um die grofsen Strecken des Reiches, welche noch unangebaut lagen, urbar zu machen, und zugleich auch zu bevölkern, zog Alexander viele Menschen aus fremden Gegenden herbei. Schon unter Katharina hatten solche Ansiedelungen begonnen. Im Jahr 1774 waren im Saratowschen Gouvernement 16,287 Personen männlichen und 15,603 weiblichen Geschlechts in 101 verschiedene Dörfer und

Kolonien vertheilt worden. Millionen waren auf ihre Ansiedelungen verwendet worden, und dennoch befanden sie sich in einem nichts weniger als blühenden Zustande. Alexander setzte eine Commission nieder, und liefs die Ursache des Verfalls der Kolonien genau untersuchen, und zugleich die Mittel vorschlagen, wodurch eine Verbesserung ihres Zustandes bewirkt werden könne. Es ergab sich aus dem Berichte, dafs das geringe Wachsthum der Kolonien, theils von einer fehlerhaften Anlage, in Absicht auf die Güte des Bodens, theils von einer übeln Administration herrühre, theils auch in der Trägheit der Kolonisten seinen Grund habe. Allen diesen Uebeln wurde abgeholfen, eine besondere Administration niedergesetzt, die aufser der Führung der Verwaltung, auch noch darauf zu sehen hatte, dafs die Industrie durch Prämien geweckt und durch Anlegung von Fabriken und Manufacturen den Kolonisten neue Hilfsquellen eröffnet wurden.

In den neurussischen Gouvernements, oder in den Gouvernements Katharinoslaw, Cherson, Poltawa und Tschernikow wurden im Jahr 1802 drei hundert und siebenzehn Familien, die aus Griechen, Bulgaren, Moldauern und Deutschen bestanden, angesiedelt, so wie im Nikolajewschen Gouvernement einige Hundert Mennonitenfamilien, die aus der Gegend von Elbingen und Marienburg ausgewandert waren. Im Gouvernement Astrachan wurden den bisher herumwandernden Kalmucken Ländereien angewiesen, um sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen; dasselbe geschah mit den Kirgiskasaken, die einen Strich Landes zwischen dem Ural und der Achtuba angewiesen erhielten.

Aufser dem Versprechen völlig freier Religionsübung, 10jähriger Steuerfreiheit und Befreiung von aller Verbindlichkeit zu Kriegs- und Civildiensten, erhielt jede Kolonistenfamilie zur Ansiedelung unentgeldlich 60 Defsjätinen Land und das Recht, Fabriken anzulegen oder ein Handwerk zu treiben. Am liebsten sahe die russische Regierung in den südlichen Provinzen Weinbau und Baumgärtner, und bald entstanden um Tschernikow und Odessa deutsche Dörfer, welche wohlthätig für die Kultur der Provinzen wirkten.

Der Handel, der bis jetzt unter allen Umständen sehr grofse Begünstigungen erfahren hatte, erhielt, durch Auffindung und Benutzung neuer Handelszweige, bedeutende Erweiterung. Vorzüglich blühend war er im Hafen von Odessa, wo sich Engländer und Franzosen etablirten.

Auch die Staatseinnahme gewann an Umfang, nachdem in Katharinoslaw eine neue Goldmine aufgefunden worden war, die an Reichthum alle übrigen übertraf. Hierdurch, und durch mannichfaltige andere Ersparnisse und weise Einrichtungen, war nun auch Alexander in den Stand gesetzt, die Armee ansehnlich zu vergröfsern, und er that dieses, weil Alles das, was bis jetzt geschehen

war, ihm um so mehr gebot, auf die Sicherung und Vertheidigung desselben zu denken, ja es schien ihm auch darum nothwendig, weil Frankreichs Anmaſsungen immer höher stiegen, und, ungeachtet der Friedensliebe Alexanders, einen baldigen Bruch befürchten lieſsen. Vor der Hand unterblieb dieses noch, um nach kurzer Zeit desto nachdrücklicher zu erscheinen. Unbemerkt darf es hier keineswegs bleiben, daſs unter Alexander Russen die erste Reise um die Welt unternommen haben. An der Spitze der Unternehmung stand der Kapitain-Lieutenant von Krusenstern, ein sehr ausgezeichneter Officier, der mehrere Jahre auf der brittischen Flotte gedient und schon eine Reise nach Indien und China gemacht hatte. Die russisch-amerikanische Compagnie, welche viele Niederlassungen auf der Nordwestküste von Amerika besitzt, und beträchtlichen Gewinn durch den Pelzhandel zieht, erbot sich freiwillig, die Kosten der Unternehmung zu tragen, und auf ihre eigene Kosten zwei Schiffe auszurüsten. Nachdem die Regierung, zu dieser Unternehmung, der Compagnie 250,000 Rubel zu 5 Pr. auf acht Jahre vorgeschossen hatte, wurden in England zwei Schiffe von 470 und 430 Tonnen gekauft, welche die Namen Nadeschda (die Hoffnung) und Nema erhielten. Das erste befehligte Krusenstern, das andere der Kapitain-Lieutenant Lisanskoi. Am 26. Julius 1803 verlieſsen beide Schiffe die Rhede von Kronstadt; jedoch von dem, was durch sie gewonnen wurde, und von ihrer Rückkehr hier ausführlicher zu sein, liegt auſserhalb unserem Plane.

Der Zeitpunkt war gekommen, wo die kurze Ruhe, welche Europa seit dem letzten Frieden mit Frankreich genossen hatte, sich wieder in Feindseligkeit verwandeln sollte. Besonders schien England und Frankreich die erhaltene Ruhe nur erlangt zu haben, um Kräfte zum neuen Kampfe zu sammeln. Zu schnell betriebene Rüstungen in allen Seehäfen Frankreichs, welche der immer mehr zum Kriege als zum Frieden geneigte erste Consul machen lieſs, weckten Englands Aufmerksamkeit eben so wohl, als das Gefühl ihrer Uebermacht zur See. Frankreich begann die Feindseligkeiten durch Absendung einer bedeutenden Armee nach St. Domingo. Es konnte nicht fehlen, der begonnene Seekrieg muſste, wie dieses gewöhnlich der Fall ist, auch Landkrieg nach sich ziehen, und jetzt war dieses um so mehr zu erwarten, weil des Brennstoffes zu einem neuen Kriegsfeuer genug vorhanden war. Manche Anmaſsungen Frankreichs erregten in allen Fürsten Europa's die übereinstimmende Ueberzeugung, daſs man solches Einzelne nicht dürfe ertragen lassen, und daſs man sich zu gegenseitiger Unterstützung und Hülfe vereinigen müsse. Frankreich suchte sich durch mehrere Verluste, welche ihm die Engländer in den Meeren zugefügt hatten, durch die Besetzung von Hannover, wie schon oben bemerkt worden ist, zu rächen. Dieser Gewaltstreich

im Mitten Deutschlands erregte allgemeinen Unwillen, nicht weniger aber auch andere Gewaltstreiche, welche der erste Consul sich in deutschen Staaten mit trotzigem Uebermuthe erlaubte. Dahin gehört vorzüglich auch die Verhaftung des Herzogs von Enghien zu Ettenheim im Badenschen. Dieses Unrecht ward besonders auch als eine unverzeihliche Verletzung des Völkerrechts von Alexander gefühlt, und dieser griff deshalb ungesäumt zu ernsten Maſsregeln. Es begann, in Beziehung auf alle jene Gegenstände, zwischen dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem russisschen Gesandten, Herrn Oubril, ein Notenwechsel, dessen Inhalt wir, des Raumes wegen, nicht ausführlich mittheilen, sondern nur kurz bemerken können, daſs durch ihn der Bruch zwischen Frankreich und Ruſsland bald genug herbeigeführt wurde. Es ist schon oben bemerkt worden, daſs Ruſsland zu einem Kriege seine Einrichtungen und Vorbereitungen gemacht hatte; jetzt wurden diese noch vermehrt. An den preuſsischen Grenzen versammelte sich ein ansehnliches Truppencorps, und von Sewastopol, in der Krimm, ging eine russische Kriegsflotte durch die Dardanellen nach Korfu, und brachte eine Anzahl Truppen auf diesen bedrohten Punkt, der unter russischem Schutze stand.

Ehe wir jedoch zu dem Moment übergehen, wo Ruſsland gegen Frankreich mit bewaffneter Hand ausrückte, richten wir noch einige aufmerksame Blicke auf die innere Gestaltung des russischen Reiches.

Um die innere Verwaltung des Reichs mehr zu vereinfachen, aber auch zweckmäſsiger einzurichten, hatte der Kaiser schon 1803 eine, aus drei Abtheilungen bestehende Reichsökonomie - Expedition errichtet. Die erste hatte den Feldbau und die Ansiedelungen unter Oberaufsicht; die zweite die Manufacturen; die dritte beschäftigte sich mit Allem, was bisher das Obersalzcomptoir besorgte. Die Reichsökonomie - Expedition gehörte unter das Ministerium der inneren Angelegenheiten, welches bisher auch aus vier Fächern bestand; jetzt aber, auſser jener Expedition, die Besorgung der allgemeinen Ordnungspflege, die Gouvernementsadministrationen und die öffentlichen Gebäude, die allgemeine Gesundheitsvorsorge, Armen- und Stiftungssachen unter sich hatte. Die Expedition der Staatsökonomie beachtete im Allgemeinen die Staatswirthschaft und ward in drei Kammern getheilt. Die erste beschäftigte sich mit dem Ackerbau, nebst seinen verschiedenen Zweigen, und mit der Aufsicht der fremden Ansiedler; die zweite mit den Manufacturen und die dritte mit dem Salzwesen. Die erste Kammer, unter der allgemeinen Rubrik: Ackerbau und Ansiedelung, faſste folgende Gegenstände in's Auge: 1) Die Resultate der Ernteberichte; 2) den Zustand der Kornmagazine; 3) die Versorgung der Bauern mit Länderei; 4) die verschie-

denen Zweige der landwirthschaftlichen Industrie, als Wein- und Seidenbau, Schaafzucht etc.; 5) führte sie die Kuratel über die fremden Ansiedler. — Die Mifsernten einiger Jahre in einem grofsen Theile Europas hatten schon viele Regierungen auf diesen Zweig der Staatsökonomie sehr aufmerksam gemacht. Dies war auch der Fall in Rufsland. Die Regierung liefs sich die Ernteberichte von dem Jahre 1802 vorlegen. Es ergab sich, dafs, nach Abrechnung der nothwendigen Consumtion, immer noch ein Bedeutendes zur Ausfuhr übrig blieb. Dasselbe bewiesen auch die Ernteberichte von 1803. Doch um zu befürchtendem Mangel vorzubeugen, bestimmte eine Verordnung des Kaisers, aus landesväterlicher Fürsorge, 1/5 des zu verschiffenden Kornes zurückzubehalten. Dieses wurde zu Magazinen verwendet, wozu auch noch bedeutende Beiträge aus den Provinzen kamen.

Alexander, der das Gesammtwohl seiner Unterthanen immer im Auge hatte, verordnete zu Anfang des Jahres 1804 die Niederlegung eines Kapitals, aus welchem Privatpersonen, unter gewissen Bedingungen, ein Darlehn zu allerlei wirthschaftlichen und Industrie-Anlagen erhielten. Auch wurden nöthige Summen angewiesen, um Seidenzucht, Weinbau und ähnliche Industriezweige in Flor zu bringen, und noch aufserdem ein eigenes Kapital zur Hereinberufung und Ansiedelung fremder Kolonisten bestimmt. Grofse Aufmerksamkeit wurde durch die zweite Kammer auf das Fabrikwesen verwendet. Man untersuchte den Zustand desselben von dem Jahre 1803, und bereitete eine bessere Organisation vor. Man nahm aber auch hierbei besonders darauf Rücksicht, dafs der Bedarf des Landes vornämlich durch inländische Producte gedeckt werde.

Doch nun sollte sich Alexanders Thätigkeit wieder auf einen Gegenstand richten, welchen er gerade nicht begünstigte.

Welche Spannung zwischen Rufsland und Frankreich seit einiger Zeit eingetreten war, ist schon oben bemerkt worden, und doch war Alexander bei weitem mehr zum Frieden geneigt. Schon war Herr von Nowosiltzof auf der Reise nach Paris, um dort für England und Rufsland über friedliche Verhältnisse zu unterhandeln, in Berlin eingetroffen, als dort die Nachricht von Napoleons widerrechtlicher Einverleibung Genua's mit Frankreich anlangte. Herr von Nowosiltzof kehrte sogleich nach Petersburg zurück. Der Krieg mit Frankreich war unvermeidlich; die schon begonnenen Rüstungen wurden mit verdoppelter Thätigkeit betrieben, und an den Grenzen des vormaligen Polens sammelten sich bedeutende Streitkräfte. Oestreich, wohin der russische General von Winzingerode gesandt wurde, trat der Verbindung Englands und Rufslands gegen Frankreich, bei. Denn diese Macht konnte, bei dem immer weiter Umsichgreifen der Franzosen in Italien, keinesweges gleichgültig bleiben. Die östreichische Armee,

rückte, 216,000 Mann stark, ins Feld, und zwar unter den Erzherzögen Karl und Johann nach Italien, und unter Ferdinand und dem General Mack nach Baiern. Zwei russische Armeen, zusammen 100,000 Mann, unter den Generälen Kutusow uud Michelson, betraten den 22. August die galizische Grenze, und zogen von dort nach Mähren und der Donau, um nach Umständen in Italien oder Deutschland gebraucht zu werden. Eine dritte russische Armee, zu welcher die Garden von Petersburg abmarschirten, sammelte sich bei Wilna; Alexander gedachte über diese den Oberbefehl selbst zu übernehmen. Mit Rufsland hatte sich auch Schweden verbunden, und mehre Regimenter erhielten Befehl, sich in Karlskrona nach Pommern einzuschiffen.

Napoleon hatte sich inzwischen bemüht, den preufsischen Hof, durch den schlauen Duroc, für sich zu gewinnen; allein das preufsische Kabinet lehnte alle Anträge ab, sorgsam bemüht, die Neutralität zu behaupten. Dänemark und Sachsen schlossen sich an Preufsen an. In England wurden ebenfalls die gröfsten Anstalten gemacht, 30,000 Mann, unter dem Herzoge von York, auf das feste Land zu schicken.

Napoleon suchte seine Feinde so schnell wie möglich zu überraschen. Er hob eilig die Lager bei Brest und Boulogne auf, liefs die Truppen auf Wagen an die Grenze vorrücken, und übernahm selbst den Oberbefehl über die sogenannte grofse Armee.

Am 7. October begannen die Feindseligkeiten zwischen den Oestreichern und Franzosen, bei Neuburg an der Donau, und schon am 17. war die ganze, in Baiern befindliche, östreichische Armee, durch die unglückliche Capitulation des Generals Mack bei Ulm, vernichtet. Der Durchbruch französischer Truppen durch Anspach und Baireuth, änderte Preufsens Politik, und als Alexander am 25. October in Berlin ankam, wurden die alten bestehenden Verträge nicht nur erneuert, sondern Preufsen versprach auch seinen Beitritt zur grofsen Coalition. Am 3. November ward zu Potsdam ein Offensiv- und Defensivtractat zwischen beiden Reichen unterzeichnet, und von beiden Monarchen sogleich ratificirt. Beide Mächte machten sich verbindlich, zur Herstellung des Friedens, auf eine sichere und dauerhafte Art, noch zuletzt Alles anzuwenden, und wenn alle Bemühungen fehlschlagen sollten, sich alsdann aus allen Kräften gegenseitig zu unterstützen. Alexander reiste am 5. November von Berlin ab. Die Augenblicke des Scheidens von Friedrich Wilhelm waren merkwürdig. Kaiser Alexander hatte gewünscht, noch vor seiner Abreise, Friedrich des Grofsen Grab zu sehen. Des Nachts um 1 Uhr am 5. begab er sich mit dem Könige nach der Garnisonkirche zu Potsdam, küfste den Sarg des unsterblichen Königs, und beide Souveraine schwuren

sich, die Hand auf diesen Sarg gelegt, feierlich ewige Freundschaft und unverbrüchliche Treue. Nach dieser rührenden Scene trat der Kaiser Alexander seine Abreise an.

Von Berlin reiste Alexander über Weimar, um die geliebte Schwester, die jetzige Grofsherzogin Maria, nach jähriger Trennung, wieder zu sehen. Grofs war hier die Anzahl derer, die dieses seltene Ereignifs nach Weimar geführt hatte, und nicht vergessen werden mögen die schönen Worte der herrlichen Schwester, die, als ein dichter Kreis von Landleuten, der ihr zunächst stand, die männliche Schönheit Alexanders mit der Benennung eines Engels bezeichnete, sich zu jenem wendete, und ihr innerstes Gefühl in den Worten aussprach: „Ja er handelt auch wie ein Engel.“ Von Weimar begab sich der Kaiser, über Dresden und Prag, nach Brünn, wo sich auch Deutschlands Kaiser befand. Das Mifsgeschick der östreichischen Waffen in Süddeutschland, hatte dem ganzen Kriege eine andere Richtung gegeben; Oestreich selbst war der Schauplatz davon geworden. Ungehindert war die grofse französische Armee, verstärkt durch Baiern, Würtemberger und Badener, vorgerückt. Weder der östreichische General Kienmeyer, noch die anrückenden Russen, welche beide zu schwach waren, konnten ihre Fortschritte hemmen. Die Russen hatten jedoch in einigen Gefechten, besonders bei Krems, die erprobte Tapferkeit bewährt. In Norddeutschland änderte sich schnell der Zustand der Dinge. Russen und Schweden waren in Stralsund, und die Engländer am Ausflufs der Elbe und Weser gelandet, und die Preufsen marschirten in Eilmärschen der Grenze Obersachsens zu, um die verletzte Neutralität zu rächen; Sachsen und Hessen schlossen sich an diese letztern an. So kriegerisch indessen die Aussichten waren, so liefs doch die Sendung des preufsischen Kabinetsministers Grafen von Haugwitz, an den französischen Kaiser in Wien, noch einige Hoffnung übrig; allein diese verschwand sehr schnell. Durch List hatten die Franzosen sich der Donaubrücke bei Wien bemächtigt und rückten den Grenzen von Mähren zu, wo die Trümmer der östreichischen Armee, ungefähr 20,000 Mann stark, und 52,000 Russen eine neue Schlacht erwarten liefsen, die am 2. December bei Austerlitz erfolgte. Alexander und Franz waren Zeugen des Kampfes, in welchem die braven Russen den, an leichte Siege gewöhnten, Napoleon zu dem Ausruf brachten: „Diese Russen sind lebendige Bollwerke, die man niederreifsen mufs.“ Während des Kampfes, der von beiden Seiten mit grofser Erbitterung geführt wurde, befand sich Rufslands grofser Beherrscher stets da, wo die Gefahr am gröfsten war. Als die Seinen ihn darauf aufmerksam machten, erwiederte er: „Ein Kaiser von Rufsland fürchtet den Tod nicht!“ Die Schlacht war keinesweges entscheidend; die Russen zogen sich unverfolgt zurück, und straften Napo-

leon Lügen, der am Abend vor der Schlacht versichert hatte: dafs vor Morgen Abend diese ganze Armee vertilgt sein müsse.

Obgleich aber die Schlacht nicht entscheidend war, so waren es doch die Folgen derselben. Denn schon am 4. December erfolgte die bekannte Zusammenkunft des deutschen und französischen Kaisers, und am 6. ein Waffenstillstand, worauf Alexander sogleich die Armee verliefs, die er zur Verfügung Preufsens bestimmte, und nach Petersburg zurückkehrte. Am 21. December Morgens 4 Uhr traf er dort ein, und wurde von seinem Volke mit dem gröfsten Jubel empfangen.

Beide Kaiserinnen waren ihm Tags zuvor bis nach Gatschina entgegengereiset und kamen mit ihm in der überall erleuchteten Residenz an. Sie stiegen in der Hauptkirche der Mutter Gottes von Kasan ab, verrichteten ihr Gebet und begaben sich dann in den Winterpalast. Gegen 12 Uhr Mittags erschien der vielgeliebte Monarch auf der Parade; eine unglaubliche Menge Volks war dort versammelt, die sich in seine Nähe drängte, seine Füfse küfste und seine Knie umfafste; ein tausendfaches Hurrah ertönte durch die Luft! „Ich danke Euch, ich danke Euch für Eure Liebe und Anhänglichkeit, meine Kinder!“ sagte der Kaiser tiefgerührt, und indem er sich zu seinem Begleiter wendete: „welch' ein Augenblick für mein Herz!“ Er wollte hierauf in das Exercirhaus gehen, wo die Wache aufgestellt war; allein das Gedränge war zu grofs; er mufste stehen bleiben, und liefs blos die Wache vorbeidefiliren. Als er hierauf in seinen Palast zurückgekehrt, sich wieder am Fenster zeigte, ward er zum zweiten Male mit einem Hurrahgeschrei empfangen. Freudiges Entzücken schien die einzige Empfindung zu sein, welche die gesammte Bevölkerung Petersburgs beseelte, und noch die nächsten Tage dauerten diese Ausbrüche der Freude fort. Selbst die Wohnungen der Armen waren diesen und die folgenden Abende erleuchtet. In der Petersburger Hofzeitung erschien in diesen Tagen folgende Bekanntmachung:

„Die erschöpften Kräfte des Wiener Hofes, die demselben zugestofsenen Unfälle, so wie auch der Mangel an Lebensmitteln haben den römischen Kaiser, ungeachtet der starken und tapfern Unterstützung der russischen Truppen, genöthigt, mit Frankreich eine Convention abzuschliefsen, welcher auch der Friede bald folgen mufs. Se. k. Maj. hatten, indem Sie Ihrem Bundesgenossen zu Hilfe kamen, keinen andern Zweck, als die eigentliche Vertheidigung desselben und die Abwendung der Gefahren, die seinem Reiche drohten. Da Se. Maj. der Kaiser bei den jetzigen Umständen die Gegenwart Ihrer Truppen in den östreichischen Staaten

nicht mehr für nôthig halten, so haben Allerhöchstdieselben ihnen zu befehlen geruht, selbige zu verlassen und nach Rufsland zurückzukehren."

Welche wichtige Veränderungen das Jahr 1806 herbeiführte, dies ist bekannt genug. Wir erwähnen daher nur dasjenige, was in besonderer Beziehung zu Rufsland steht. Alexander hatte den Herrn von Oubril nach Paris gesendet, um die Auswechselung der russischen Kriegsgefangenen zu bewirken. Sie wurde verzögert. Und als, zu Aller grofsem Erstaunen, der Rheinbund entstanden war, und Napoleon Gewaltstreiche auf Gewaltstreiche verübte; so versagte auch Alexander dem, zwischen Rufsland und Frankreich am 8/20 Julius geschlossenen, Tractate seine Genehmigung, weil er seinen guten und grofsmüthigen Absichten ganz und gar nicht entsprach.

Preufsen, welchem der französische Usurpator es nicht vergessen hatte, dafs es sich in dem vorhergehenden Kriege, mit Rufsland und Oestreich, gegen ihn verbunden hatte, erfuhr von ihm so viele stolze Herausforderungen, dafs es sich nothwendig zum Kriege entschliefsen mufste. Schon lange hatte es sich gerüstet, weil es überzeugt war, dafs der nächste Kampf seiner Existenz Gefahr drohe. Am 21. September verliefs Friedrich Wilhelm III. Berlin und begab sich nach Sachsen zu seiner Armee. Schon unter dem 11. September enthielt die Petersburger Hofzeitung ein Manifest, wegen der Angelegenheit mit Frankreich, und wie wenig dasselbe bis jetzt geneigt gewesen sei, die billigsten Friedensbedingungen einzugehen. In diesem Manifeste heifst es unter andern:

„Wir wünschen Frieden; wenn aber kein dauerhafter und auf gegenseitigen Vortheil gegründeter Friede erlangt wird, alsdann werden Wir, mit Zurücksetzung aller Arten von Friedensvergleichen, es der Ehre des russischen Namens, der Sicherheit Unsers Vaterlandes, der Heiligkeit Unsrer Bündnisse, der allgemeinen Rettung Europa's schuldig sein, zu Anstrengungen zu schreiten, die sich nach allen diesen Erwägungen Uns als unumgänglich nöthig darstellen werden."

„Wir sind überzeugt, dafs die Vorsehung des Höchsten, der die Wahrheit vertheidigt, Unsre gerechte Sache dann mit seinem starken Arm schützen wird."

„Wir sind überzeugt, dafs Unsre treuen Unterthanen, jederzeit von Liebe gegen das Vaterland beseelt, jederzeit durch Treue und Ehre geleitet und von grofsen Beispielen des vaterländischen Eifers umgeben, ihre Kräfte mit den Unsern vereinigen werden, sobald die Sicherheit Rufslands, die Stimme des Ruhmes und Unsre Befehle sie rufen werden, für das allgemeine Beste zu wirken."

„In der festen Ueberzeugung auf die Hilfe Gottes und auf den Eifer Unsrer treuen Unterthanen haben Wir für nöthig erkannt, sie hiermit vorläufig von Unsern Absichten zu benachrichtigen, um ihnen dadurch einen neuen Beweis zu

geben, dafs in keiner Unsrer Unternehmungen Wir weder die Ausdehnung Unsrer Grenzen, noch den nichtigen Ruhm vorübergehender Siege suchen, sondern dafs Wir wünschen zu wirken zur Befestigung der allgemeinen Sicherheit, zur Erhaltung Unsrer Bündnisse und zur Beschützung der Würde Unsers Reichs."

Der Bruch zwischen Frankreich und Preufsen erfolgte. Doch wie ein Jahr früher Oestreich die Ankunft der Russen nicht abgewartet hatte, wurde derselbe Fehler jetzt auch von Preufsen begangen. Seit dem Anfange der Feindseligkeiten, am 8. October, stand das Kriegsglück fortwährend auf Seite der französischen Waffen, vollendete das Unglück der preufsischen Monarchie, und setzte Napoleon in den Stand, den Krieg nach Pommern und Preufsen zu spielen. Zwar wurde zwischen Frankreich und Preufsen, durch Abgeordnete, ein Waffenstillstand abgeschlossen, dieser erhielt aber nicht die Genehmigung des Königs von Preufsen. Hierauf verlegte Napoleon sein Hauptquartier nach Posen (2. December), und somit näherte sich der Krieg Rufslands Grenzen. Alexander machte seinen getreuen Unterthanen nochmals die Ursachen zum neuen Kriege, durch ein Manifest von St. Petersburg, am 16/28. November bekannt, in welchem er jene Ursachen noch ausführlicher entwickelt, die Gerechtigkeit seiner Sache auseinandersetzt, und im gerechten Vertrauen auf die Theilnahme seines Volkes, dieses zu den Anstrengungen und Opfern ermuntert, welche in dieser, für den Staat so wichtigen, Angelegenheit nothwendig gebracht werden mufsten.

Die Gegenden zwischen der Weichsel und Narew wurden die Zeugen eines neuen blutigen Kampfes, der sich den 26. December, durch die Gefechte bei Pultusk endigte, worauf beide Theile die Winterquartiere bezogen. Doch war die erwartete Waffenruhe nur von kurzer Dauer. Denn gegen das Ende des Januars 1807 suchte die russische Armee nach der Weichsel vorzudringen; das Gefecht bei Mohrungen (den 28. Januar) und die Schlacht bei Eilau (den 8. Februar) sollten erst das Beziehen der Winterquartiere möglich machen.

Indessen war auch der Krieg zwischen Rufsland und der Pforte ausgebrochen, wozu theils französische Aufhetzereien, theils Eingriffe in die Rechte der Moldau und Wallachei, die dem Frieden von Jassy entgegenliefen, die Veranlassung gaben. Der russische General Michelson rückte sogleich in die genannten Fürstenthümer ein, und bemächtigte sich derselben noch vor Ablauf des Jahres.

Am 28. Februar war indefs der französiche Marschall Mortier ins schwedische Gebiet vorgerückt, drängte die Feinde zurück, und blokirte bald darauf Stralsund. Ein daselbst zwischen dem französischen Marschall und dem Baron von Essen geschlossener Waffenstillstand, führte indessen die Waffenruhe auch auf diesem Punkte herbei. Nur Danzigs Belagerung und der Durchgang der Eng-

länder durch die Dardanellen gaben in dieser Zeit Kunde von der Fortdauer des Kriegs.

Oesterreich benutzte diese Ruhe im Felde, um seine Vermittelung zum Frieden den kriegführenden Mächten anzubieten; doch dieses Bemühen blieb fruchtlos. Danzig ergab sich durch die Capitulation vom 19. Mai, und schon 14 Tage darauf war der Feldzug in Ostpreufsen eröffnet; das Gefecht bei Heilsberg (10. Juni) und die Schlacht bei Friedland (14. Juni) bewirkten indefs am 20. Juni eine gänzliche Aenderung der Dinge. Der russische Oberbefehlshaber von Benningsen begehrte wenige Tage darauf einen Waffenstillstand. Napoleon genehmigte den Antrag. Russischer Seits wurde der Fürst Labanoff von Rostrow ins französische Hauptquartier geschickt, und so kam der Waffenstillstand schnell zu Stande. Schon am 25. Juni hatte die bekannte Unterredung Alexanders mit Napoleon auf dem Niemen Statt, und am 8. und 9. Juli wurde zu Tilsit der Friede zwischen Frankreich, Rufsland und Preufsen geschlossen. Zur Abrundung des russischen Reichs erhielt dasselbe Bialystock und ein Gebiet von 360,000 Seelen.

So unerwartet dieser Friede auch kam, so Viele auch meinten, dafs die Gründe des so schnellen Abschlusses in verborgenen Triebfedern zu suchen wären, so bedarf es doch Alles dessen nicht, wenn man die Veranlassungen und die Begebenheiten dieses Krieges erwägt, und zugleich auch auf den Charakter Alexanders I. Rücksicht nimmt. Von dem innigsten Wunsche beseelt, wie alle Noten und Manifeste des Kaisers bezeugen, der Welt einen langen und dauerhaften Frieden, durch Unterhandlungen oder selbst durch kriegerische Anstrengungen zu sichern, und gerührt durch das Elend, welches selbst den glänzendsten Sieg begleitet, mufste ein Krieg, der den Erwartungen nicht entsprach, sein Ende erreichen, so bald er keine wesentlichen Vortheile mehr hoffen liefs. Preufsen war vernichtet; schon standen die Franzosen an der russischen Grenze, und wenn auch die, durch Engländer und Russen verstärkten Schweden, von Stralsund aus, eine glückliche Diversion, bei fortgesetztem Kriege erwarten liefsen, so stand doch nicht zu vermuthen, dafs selbst wiederholte Siege die Franzosen dahin zurück drängen würden, wo die ersten Opfer des Krieges gefallen waren. Der Insurrectionsgeist der Polen liefs zudem Vieles fürchten, was Rufslands Selbstständigkeit gefährdete. Wollte man aber nun daraus Rufsland einen Vorwurf machen, dafs es eine Provinz seines Bundesgenossen im Friedensschlusse annahm, so fällt dieser Tadel weg, wenn man bedenkt, dafs Rufsland seine Grenze durch Abrundung vor künftiger Gefahr sichern mufste, und dafs dieselbe, im Fall der Nichtannahme nur die Kraft des, wieder ins Leben gerufenen polnischen Staates vermehrt haben würde. Wenn aber Alexander so schnell das englische Bündnifs verliefs, so schien

die Erfahrung bis jetzt gelehrt zu haben, dafs die Vereinigung mit diesem handeltreibenden Staate nur Gefahr bringe, und dafs derselbe eben so gut nach einer Art von Oberherrschaft strebe, als Frankreich. Es stand wenigstens zu erwarten, dafs das erweiterte Blokadesystem England zur Annahme des Friedens geneigter machen möchte.

Alexander erliefs, nach Abschlufs des Friedens, unter dem 27. Julius (8. August) an seine Armee folgende Proklamation:

„Der hartnäckige und blutige Krieg, in welchem die Tapferkeit und Mannhaftigkeit der russischen Armee sich überall und jeder Zeit in ihrer ganzen Kraft gezeigt hat, ist Gottlob! geendigt. Durch die Unerschrokkenheit der Armee ist der erwünschte Friede, durch welchen nicht nur die Unverletzlichkeit und Sicherheit der Grenzen des russischen Reichs verwahrt, sondern auch die Grenzen noch durch eine neue Erweiterung, durch eine neue natürliche Grenzlinie sicher gestellt sind, errungen. Indem Wir dieses Unserm lieben getreuen Kriegsheere verkündigen, geben Wir demselben Unsere Dankbarkeit für die heroischen Grofsthaten, die unermüdlichen Anstrengungen und den Eifer zu erkennen, mit welchem dasselbe stets allen Gefahren, allem Elend tapfer entgegen geeilt ist, und den Tod selbst verachtet hat. Das dankbare Vaterland, welches nun Ruhe und Frieden geniefst, wird stets erkennen, dafs es dies dem Beistande des Allerhöchsten und dem Muthe des russischen Kriegsheeres einzig verdankt, und die späte Nachkommenschaft wird der Thaten und der Verdienste desselben mit Bewunderung gedenken."

Von den blutigen Scenen des Kriegs und dem tausendfältigen Unglücke, welches er erzeugt, nun abgewendet, richtete sich Alexanders wohlwollender und sorgsamer Blick mit aller Aufmerksamkeit wieder auf sein grofses Reich hin. Zunächst ruhete sein Blick auf seiner Residenzstadt Petersburg, an welcher schon unter seinen Vorfahren so Vieles zur Verschönerung gethan worden war. Er blieb hinter diesen keinesweges zurück. Schon sein Vater hatte mehreres begonnen, was noch der Ausführung bedurfte. Dahin gehört die Einfassung der Moika, die jetzt vollendet wurde, und weit über 12 Millionen Rubel kostete. Sie ward im Jahr 1808 vollendet. Vorzüglich aber verwendete Alexander sein Augenmerk auf den Neubau der Kathedralkirche zur Mutter Gottes von Kasan, deren Bau schon 1800 beschlossen worden war. Sie erhielt ihre Vollendung 1811 den 27. September (9. October), wo sie eingeweiht wurde. Sie kostete drei Millionen Rubel, und ist mit Recht ein Prachtgebäude zu nennen. Die Isaakskirche, auf dem Platze dieses Namens, erhielt, durch das Wegreifsen einiger hölzerner Ge-

bäude, ebenfalls eine grofse Verschönerung. Neue Fufswege an beiden Seiten der Strafse erhöhten die Bequemlichkeit für die geschäftetreibende Klasse. Der Kaiser liefs neue Kasernen einrichten, um die Beschwerden der Einwohner Petersburgs zu vermindern. Aber noch Mehres geschah, was schon allein im Stande wäre, das Andenken Alexanders in Petersburg zu verewigen. Er liefs einen neuen, steinernen Börsensaal erbauen, und verband damit ein Granitufer zur Anlegung der Schiffe. Der Bauanschlag betrug nahe an zwei Millionen Rubel. War Alles dieses des gröfsten Dankes werth, so war es nicht weniger die Beförderung des Wohlstandes und der Zufriedenheit der Einwohner Petersburgs durch Erleichterung und weise Vertheilung der bürgerlichen Abgaben und Obliegenheiten. Die Ungleichheiten, die bei diesen städtischen Auflagen während der frühern Regierungen vorgefallen waren, veranlafsten den Kaiser zu mehren Verordnungen; doch hiermit nicht zufrieden, ward noch, zur Ausgleichung und Bestimmung der bürgerlichen Obliegenheiten, ein besonderer Ausschufs errichtet, welcher den Auftrag erhielt: durch die genaueste Prüfung der persönlichen und der mit Geld abzumachenden Verpflichtungen, die Mittel aufzufinden, den Einwohnern sowohl diese Verpflichtung selbst, als auch die Erfüllung derselben möglichst zu erleichtern, und auf einen bestimmten unveränderlichen Fufs zu setzen, damit Jeder vor willkührlichen Forderungen der örtlichen Obrigkeiten gesichert sei.

Bald zeigten sich die wohlthätigen Folgen dieser Anordnung in allen Theilen der städtischen Verwaltung; Handel und Gewerbfleifs hob sich von Jahr zu Jahr, und immer stieg die Ausfuhr in dem Hafen zu St. Petersburg.

Aber noch eine sehr schwere Aufgabe hatte sich der eben so weise als menschenfreundliche Kaiser zu lösen vorgelegt; dies war die Abfassung eines, für alle Theile seines Reiches passenden Gesetzbuches. Bis daher hatten die Richter bei Rechtsfällen sich blos nach den zu verschiedenen Zeiten erlassenen Ukasen gerichtet, und darnach ihre Aussprüche gethan. Es war keine geringe Arbeit, mehr als 70,000 alte und neue Verordnungen, oder Ukasen systematisch zu ordnen, um darnach erst einen kräftigen Plan aufzustellen, welcher der Entwerfung eines allgemeinen Gesetzbuches zum Grunde gelegt werden konnte. Der damalige Justiz-Minister-Kollege, Herr von Nowosillzoff unterzog sich dieser beschwerlichen Arbeit, und entwarf eine Verordnung, nach welcher die niederzusetzende Commission verfahren müsse. Sie erhielt mit gröfster Zufriedenheit die Genehmigung des Kaisers. Schon am 24. Februar wurde die Sitzung jener Commission eröffnet, und da sie bei den Schwierigkeiten, die sich ihr in den Weg stellten, nur langsam vorschreiten konnte, so glaubte der auf diese Gegenstände besonders sehr aufmerksame Alexander etwas ermitteln zu müssen, um das heil-

same Unternehmen schneller zu fördern und beendigt zu sehen. Es wurde durch ein Ukas vom 7/19 März 1809 verordnet, dafs ein besonderes Conseil errichtet werden sollte, dessen Organisation und Pflicht zugleich genauer auseinandergesetzt wurde. Die Arbeiten der Gesetzcommission betrafen folgende Hauptgegenstände: 1) die Ausarbeitung eines Civilcodex, 2) eines Criminalcodex, 3) eines Commerzcodex, 4) die Beachtung verschiedener Theile der Staatswirthschaft und des öffentlichen Rechts überhaupt, 5) die Redaction der Provinzialgesetze für die klein-russischen und acquirirten polnischen Gouvernements.

Um die verschiedenen Fächer des Civilstandes mit geschickten und durch Studium gebildeten Beamten zu besetzen, und denen, die ihre Fähigkeiten den Wissenschaften gewidmet und in denselben Fortschritte gemacht hatten, den Weg zur Thätigkeit, zur Auszeichnung und zu den, mit dem Dienste verbundenen Belohnungen zu bahnen, wie es in einem, am 24. Januar 1803, schon gegebenen Ukas hiefs, wurde am 6/18 August verordnet, dafs alle die, welche eine Anstellung suchten, sich einer Prüfung unterwerfen müfsten, und wie es weiter heifst, „um den jungen, jetzt in Civildienste stehenden Beamten, die Mittel zur möglichsten Vervollkommnung in den Wissenschaften angedeihen zu lassen, ohne dabei ihre Dienstpflicht zu vernachlässigen, sollen in den beiden Residenzen und in denjenigen Städten, in welchen Universitäten errichtet sind, jährlich in den Sommermonaten, vom Mai bis zum October, wissenschaftliche Vorlesungen über Sprachkunde, Jurisprudenz, Mathematik und Physik eröffnet werden. Die systematische Ordnung dieser Vorlesungen wird, durch besondere Anzeigen in den Zeitungen der beiden Residenzen, bekannt gemacht werden. Die Lehrstunden werden mit zwei Uhr Nachmittags anfangen, weil diese Stunde den Zuhörern am bequemsten ist, und sie dann den Morgen ihren Amtsgeschäften widmen können."

Wie sehr Alexander, bei seinem hochherzigen Plane, Rufsland, durch Erlangung von nützlichen Kenntnissen, auf den hohen Standpunkt zu setzen, wie es seine Macht erforderte, den Vortheil aller Stände seines grofsen Reiches in's Auge fafste, davon liefert folgende Stelle desselben Ukas einen klaren Beweis. Es heifst hier: „Zu Unserm noch gröfsern Leidwesen sehen Wir, dafs der Adel, sonst gewohnt durch sein Beispiel den andern Ständen voranzugehen, an diesen nützlichen Anstalten weniger, als die übrigen Stände, Theil genommen hat."

Auch auf die Staatsschuld war des Kaisers Auge gerichtet. Sie betrug im Jahre 1811 200 Millionen Rubel. Dies ist jedoch im Verhältnifs zu andern Staaten Europa's, und bei einem Einkommen von 122 Millionen Rubel, zudem bei einem so einträglichen Handel, gewifs eine nicht sehr bedeutende Summe.

Schon zu Anfange des Jahres 1809 hatte Alexander, unter der Aufsicht der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften, eine statistische Uebersicht des Umfanges seines Reiches fertigen lassen. Der europäische Theil dieses grofsen Reiches enthielt darnach 82,695 Quadr. Meilen, der asiatische 228,000, das Ganze über 310,000. Hiervon liegt etwa der dritte Theil über den 60° der Br., ist also weniger bewohnbar. Von den übrigen 210,000 Quadr. Meilen ist, nach der allgemein angenommenen Regel, etwa ein Drittel nicht urbar, so dafs 140,000 Quadr. Meilen übrig bleiben, wovon man, wegen der ungeheueren Gebirgsstrecken, vielleicht noch 50 bis 60,000 abziehen mufs. Rufsland enthält also sicher 80,000 Quadr. Meilen fruchtbaren Landes. Der durch den Tilsiter Frieden einverleibte Bezirk von Bialystock wurde auf 450 Quadr. Meilen geschätzt. Die Volksmenge wurde von 42 bis 52 Millionen angegeben, von denen, nach einer angestellten Berechnung, 35 Millionen sich zum griechischen Ritus bekannten. Bei der Mangelhaftigkeit der angestellten Zählung und bei der grofsen Verschiedenheit der Religion, war es nicht möglich eine richtige Zahl anzugeben. Rufsland zählte damals 746 Städte, und man theilte ihnen eine Bevölkerung von 5 Millionen zu. Bedenkt man nun, dafs Rufsland unter Peter I. nur 12 Millionen Einwohner hatte, rechnet man auch auf die seitdem gemachten Eroberungen etwa 9 Millionen, so hatte sich die Volksmenge, durch innere Vermehrung, beinahe vervierfacht.

Der Friede von Tilsit hatte dem europäischen Festlande eine neue Gestalt gegeben; es schien in zwei Hauptreiche zu zerfallen, eins in Westen, das andere in Osten. Der Krieg Rufslands mit der Türkei lieferte im Jahr 1807 wenig Merkwürdigkeiten, vielmehr wurde an einem Waffenstillstande gearbeitet; doch ehe derselbe zu Stande kam, fiel am 19. Junius eine Seeschlacht unweit der Insel Lemnos vor, worin die Türken fast ihre ganze Flotte verloren. Dies war für die Pforte allerdings eine sehr tiefe Wunde; denn diese glich jetzt nur einem einstürzenden Gebäude. Selbst Selims III. Absetzung (29. Junius 1807) und Mustapha's IV. Thronbesteigung, verriethen nur gar zu sehr die innere Schwäche der Regierung, und das osmanische Reich stand jedem Angreifenden ganz blos. Hätte Alexander, wie er es mit so vielarmigen Kräften vermochte, die Rolle eines Napoleon spielen wollen, gewifs, er hätte diese schwache Seite des türkischen Reiches benutzt, und wäre so zu sagen durch die allenthalben offenstehende Bresche dieses Reichs eingedrungen; der Besitz konnte nicht fehlen; selbst Frankreich konnte ihn daran nicht hindern. Allein Alexander war alle dem, was man bisher Politik nannte, von Herzen feind, und wie das Vorhergehende von mehren Seiten deutlich beweiset, nicht allein ein Freund des Friedens, sondern, was für einen so mächtigen Monarchen der schönste Diamant in seiner Krone ist, unveränder-

licher Freund der Redlichkeit und Rechtschaffenheit. Er liefs die friedlichen Unterhandlungen mit der Türkei fortsetzen, und nahm selbst französische Vermittelung an, um den Frieden zwischen ihm und der Pforte herzustellen; doch hier fehlte es, nach ächt türkischer Weise, nicht an allerhand Verzögerungen und Ausweichungen, Kniffen und Unredlichkeiten, so dafs eigentlich nichts Rechtes zu Stande kam.

War aber der weise und in jedem Betracht herrliche Monarch schon früher auf Englands Politik nicht unaufmerksam geblieben, so gewahrte jetzt sein sehr sicherer Blick, dafs England, obgleich von Allen verlassen, den Eingebungen seiner von Stolz geleiteten Härte folgte, und von dem Wahne sich hinreifsen liefs, es könne es doch bald dahin bringen, für ganz Europa eherne Gesetztafeln aufzustellen. Hatte früherhin sich Napoleon unverzeihliche Gewaltstreiche erlaubt, und hatte der friedliebende Alexander diesem immer eine feste Stirn geboten: so bewies er dies jetzt auch gegen das mehr als unabhängige englische Kabinet, seitdem sich dieses herausgenommen hatte, eine ganz völkerrechtswidrige Handlung an Dänemark, durch das Bombardement von Kopenhagen vom 2. bis 5. September, zu begehen. Dänemark trat nun, anstatt sich vorsichtiger an Rufsland anzuschliefsen, wie es der Erfolg bewiesen hat, erfolglos auf französische Seite.

Anmafsungen solcher Art konnte Alexanders Herz nicht ertragen. Alle bisherigen Verhältnisse zwischen ihm und England wurden auf der Stelle aufgehoben, und er trat ohne Weiteres gegen England feindselig auf. Sehr merkwürdig, auch noch für die jetzige Zeit sehr beachtenswerth, sind die Aeufserungen, welche Alexander über die Beweggründe, durch die Petersburger Hofzeitung 1/12. November seinem Volke mittheilen liefs, warum er gegen Grofsbritannien feindselig auftreten müsse. In dieser Bekanntmachung sind folgende Worte sehr denkwürdig:

„Je mehr Se. Majestät der Kaiser von ganz Rufsland die Freundschaft des Königs von Grofsbritannien geschätzt haben, mit desto gröfserer Kränkung haben Sie gesehen, wie dieser Monarch sich völlig von derselben entfernt."

„Zwei Mal haben Se. Majestät der Kaiser von ganz Rufsland die Waffen ergriffen, in einem Kriege, dessen Folgen England unmittelbar und am nächsten betrafen. Vergeblich bestanden Se. Maj. darauf, dafs England aus Rücksicht auf seinen eignen Vortheil sich entschlösse, mitzuwirken. Nicht um seine Truppen mit den russischen zu vereinigen, wurde es aufgerufen, sondern um eine Diversion zu machen; aber zum Erstaunen seiner Maj. blieb es in seiner eignen Sache unthätig. Gleichgültig das Schauspiel eines blutigen Krieges betrachtend, den es selbst entzündet hatte, forderte es indessen seine Truppen zur Eroberung von

Buenos-Ayres auf; ein andrer Theil seiner Kriegsmacht, der sich in Sicilien zusammengezogen hatte, setzte sich endlich auch von dort in Bewegung. Man mufste natürlich voraussetzen, dafs diese Kriegsmacht, welche bestimmt war, in Italien zu operiren, sich gegen die neapolitanische Küste wenden würde; aber nein, sie wurde gebraucht, um zu versuchen, Egypten in Besitz zu nehmen."

„Mit noch gröfserer Empfindlichkeit und Kränkung sahen Se. Maj., dafs dem guten Glauben und dem ausdrücklichen und ganz klaren Inhalte der Tractaten zuwider, England den Handel der Unterthanen Sr. Maj. zur See drückte; und zu welcher Zeit? zu einer Zeit, da das Blut der Russen in glorreichen Schlachten flofs und die ganze Kriegsmacht des französischen Kaisers, mit dem England im Kriege sich befand und sich noch jetzt befindet, gegen die Truppen Sr. Maj. gerichtet war und durch keine Diversion getheilt wurde."

„Ungeachtet aller dieser Ursachen zum gerechten Unwillen, standen Se. Maj. der Kaiser von Rufsland, bei Abschliefsung des Friedens zwischen dem russischen und französischen Reiche nicht an, England Ihre guten Gesinnungen zu zeigen. In dem Friedenstractate selbst wurde festgesetzt, dafs Se. Maj. die Vermittelung zwischen Frankreich und England übernähme. Se. Maj. trugen in der Folge dem Könige von Grofsbritannien diese Vermittelung an, mit der Versicherung, dafs Ihre Absicht sei, England solche Friedensbedingungen zu verschaffen, die der Ehre gemäfs wären. Allein das englische Ministerium, welches augenscheinlich seiner Absicht, das Band der Freundschaft, welches Rufsland und England vereinigte, zu schwächen und zu zerreifsen, treu blieb, lehnte diesen Antrag ab. Der Friede Rufslands mit Frankreich hätte der Vorbote zum allgemeinen Frieden sein müssen; allein zu eben dieser Zeit erwachte England aus dem Schlummer seiner Unthätigkeit, worin es sich zu befinden schien, und entschlofs sich, im Norden von Europa einen neuen Krieg zu entzünden, dessen Flamme es nicht verlöschen zu sehen wünschte."

„Die Flotte und die Truppen desselben erschienen an den Küsten Dänemarks, um Gewaltthätigkeiten auszuüben, wovon es schwer ist, in der ganzen, an allerlei Beispielen so reichen Geschichte, ein ähnliches zu finden. — — —

„Es wurden Rufsland Anträge gemacht, Dänemark als einen eroberten, erniedrigten Staat, der Alles das, was ihm begegnet, gut heifse, den Planen Englands ganz zu unterjochen. — — — Se. Maj. der Kaiser aller Reufsen konnte diesen Anträgen kein Gehör geben und erkannten, dafs nun Zeit sei, Ihrer Mäsigung ein Ziel zu setzen. — — — Se. kaiserliche Maj. heben jede Communication mit England auf, rufen Ihre Gesandtschaft von dort ab und erklären, indem sie die Basis der bewaffneten Neutralität bestätigen, dafs nicht die

geringsten Verbindungen zwischen Rufsland und England wieder hergestellt werden sollen, bevor Dänemark nicht befriedigt sein wird."

Schweden, von Rufsland aufgefordert, weigerte sich, dem Verfahren gegen England beizutreten, ungeachtet ein, im Jahr 1780, zwischen der Kaiserin Katharina und dem König Gustav III., und ein zweiter, zwischen dem Kaiser Paul und dem damals regierenden Könige (jetzt Obrist Gustavson genannt) abgeschlossener Vertrag, die Verpflichtung enthielt, den Grundsatz aufrecht zu erhalten, dafs die Ostsee ein geschlossenes Meer sei, und dessen Küsten vor allen Feindseligkeiten und Gewaltthätigkeiten zu bewahren, und zu dem Ende, alle in ihrer Macht befindlichen Mittel anzuwenden. Schwedens König leugnete zwar diese Verbindung nicht ab; allein er verweigerte jede Mitwirkung, so lange die französischen Armeen sich nicht von den Küsten der Ostsee entfernt hätten, und die Häfen Deutschlands nicht den englischen Schiffen offen wären. Unterm 16. November liefs Alexander eine zweite Note übergeben, worin Schweden der Bruch Rufslands mit England angezeigt, und dasselbe von Neuem um seine Mitwirkung ersucht wurde, nach der von England verübten Gewaltthätigkeit gegen Dänemark, dieser Macht die Ostsee zu verschliefsen. Am 9. Januar 1808 erfolgte eine Antwort, welche ganz das Gepräge der früher gegebenen trug. Hierauf erliefs Alexander unter dem 10. Februar eine Erklärung, worin es heifst: „weit entfernt, sich über seine Mäfsigung Vorwürfe zu machen, ist es vielmehr dem Kaiser angenehm, bisher alle möglichen Mittel erschöpft zu haben, um Se. schwedische Majestät zu dem einzigen, Ihren Staaten angemessenen Systeme zu bewegen; der Kaiser aber ist endlich seinen Völkern, so wie der Sicherheit seines Reiches, die das höchste Gesetz ist, schuldig, die Mitwirkung Schwedens mit Rufsland und Dänemark gegen England nicht länger eine unentschiedene Frage sein zu lassen."

„Der Kaiser ist benachrichtigt, dafs das Kabinet von St. James Dänemark durch Furcht wieder mit seinem Systeme zu verbinden sucht und es bedroht hat, dafs der König von Schweden Truppen nach Seeland senden würde, wogegen diesem der Besitz von Norwegen zugesichert werden sollte."

„Da der Kaiser ferner erfahren hat, dafs, wie Ihn der König ohne Antwort liefs, er insgeheim eine Allianz zu London unterhandelte, so haben Se. Maj. eingesehen, dafs das Wohl Ihres Reichs schlecht gesichert sein würde, wenn, indem der Kampf zwischen England und Rufsland anfinge, der König von Schweden, dieser Nachbar der russischen Staaten, mit dem Anschein der Neutralität, die Gesinnungen seiner bekannten Ergebenheit für England eine Zeitlang bedecken wollte.

Se. kaiserl. Majestät können die Lage Schwedens in Rücksicht Rufslands nicht unbestimmt lassen, und können folglich dessen Neutralität nicht gestatten."

„Da die Dispositionen des Königs klar erwiesen sind, so bleibt also Sr. kaiserl. Majestät nichts weiter übrig, als unverzüglich zu allen den Mitteln zu schreiten, welche die Vorsehung Ihnen anvertraut hat, um das Wohl Ihres Reiches zu sichern, und Sie thun dies dem Könige und ganz Europa kund."

„Indem der Kaiser so die Pflichten erfüllet, die Ihm das Wohl seines Reichs auferlegt, ist er bereit, die zu ergreifenden Mafsregeln in eine Mafsregel der Klugheit zu verwandeln, wenn sich der König unverzüglich mit Rufsland und Dänemark verbindet, um bis zum Seefrieden England die Ostsee zu verschliefsen. Er ladet selbst, und zwar zum letzten Male, mit aller Wärme und wahrer Freundschaft den König, seinen Schwager, ein, nicht länger anzustehen, seine Verpflichtungen zu erfüllen und das System anzunehmen, welches dem Interesse der nordischen Mächte angemessen ist.

Auf diese Erklärung erfolgte keine befriedigende Antwort, und die Russen rückten, unter dem General Grafen von Buxhövden, bei Ryslatt, Abborfors etc. über den Kymmenefluss in Schwedisch-Finnland ein. Die Schweden wichen zurück, und ungehindert drangen die Russen 11/23. März bis Abo vor, wo die Schweden den dortigen Theil der Scheerenflotte in Brand steckten, damit sie nicht eine Beute der Russen würde.

Auf die Nachricht vom Ausbruch der Feindseligkeiten, liefs der König von Schweden den russischen Gesandten zu Stockholm, Herrn von Alopeus, verhaften, und es erfolgte gegen Rufsland (8. März) eine Kriegserklärung. Schon beim Eintritt in das schwedische Gebiet hatte der russische Oberbefehlshaber von Buxhövden eine Proclamation an die Bewohner von Finnland erlassen, worin denselben erklärt wurde, dafs die Russen nicht als Feinde, sondern als Freunde und Beschützer zu ihnen kämen, um den Zustand derselben glücklicher zu machen, und sie dadurch in den Stand zu setzen, von ihrem Lande die Plagen zu entfernen, wovon sie bei eintretendem Kriege unbezweifelt ein Opfer werden müfsten. Uebrigens wurde Finnland die Beibehaltung aller Privilegien und freie Religionsübung zugesichert. Nachdem der schwedische General Klingspor sich von Tabastehuus nach Wasa zurückgezogen hatte, erschien in St. Petersburg den 20. März (1. April) ein russisch-kaiserliches Manifest, wodurch das Grofsherzogthum Finnland für eine russische Provinz erklärt wurde, welches sich auch, nach der am 3. Mai erfolgten Uebergabe der Inselfestung Sweaborg, fast ganz in russi-

schen Händen befand. Die Insel Gothland und die Alandsinseln wurden fast zu gleicher Zeit von einer russischen Flotte in Besitz genommen. Ein Gefecht zur See, zwischen der russischen und englisch-schwedischen Flotte am 26. August in der Nähe der finnländischen Küste, bewährte russischen Heldensinn gegen brittische Ueberlegenheit und Gewandtheit zur See. Es erfolgte endlich, nach der Vertreibung der Schweden aus dem nordwestlichen Theile von Finnland, eine, am 7/19. November zu Olkioki, vom General-Lieutenant Grafen Kamenzki und dem schwedischen General-Major Baron von Adlerkreuz unterzeichnete Militärconvention, ganz Finnland den Russen zu überlassen; und somit wurde auch, nach der zu Stockholm am 3. März erfolgten Thronveränderung und Entsagung Gustav Adolphs IV., am 17. Julius zu Friedrichsham das Grofsherzogthum Finnland an Rufsland überlassen.

Mehr noch als diese kriegerische Ereignisse, zog die Blicke ganz Europa's die berühmte Zusammenkunft auf sich, welche zwischen Alexander und Napoleon zu Erfurt Statt fand. Alexander verliefs Petersburg am 14. Julius und am 27. Nachmittags, einige Stunden nach der Ankunft Napoleons, hielt er, an dessen Seite, seinen Einzug in Erfurt. Tausende waren versammelt, um den, nach der öffentlichen Meinung, schönsten Monarchen Europa's von Angesichte zu sehen. Man hatte sich keineswegs getäuscht. Alexander, Napoleon zur Rechten reitend, stach freilich sehr ab, in Wuchs und Haltung, gegen den kosakenartig nebenhertrabbelnden, mit seinem lächerlichen Hute und kleinen Schimmel ängstlich, mifstrauisch unter die Menge blickenden Korsen. In Alexanders schönem Antlitze offenbarte sich, neben einer anmuthigen Frische, auch deutlich genug das schöne Auge, welches fern von aller Furcht und Mifstrauen, nur die freundliche Milde und herablassende Aufmerksamkeit, zugleich aber gewaltigen Geist und Bewüstsein eigener Würde, dem geistig aufmerksamen Beobachter erkennen liefs. Man stellte sich darum zu urtheilen zusammen, dafs wohl unter beiden Alexander nicht der Schwächere sey, und dies bewies sich auch, wenn die beiden Kaiser mit einander ausritten. Hier erschien Alexander immer einem jeden uneingenommenen Beobachtenden herrlich, kraftvoll, grofs; nichts fürchtend, weil er ein so schönes Bewufstsein in sich trug. Noch immer gegenwärtig ist dem Verfasser dieser kurzen Darstellung des Lebens Alexanders, eine Scene, welche sich vor dem Schmidtstädter Thore zu Erfurt zutrug, wo Napoleon das siebente Kürassierregiment, zur Musterung und Beschauung der anwesenden Fürsten, hatte aufstellen lassen. Kaum hatte Napoleon, an Alexanders Seite, an dem rechts vom Thore gelegenen Damm, wovonhin das Regiment aufgestellt stand, einige Schritte zurückgelegt, als er, mifs-

trauisch gegen die grofse Menge von Menschen, welche auf diesem Damme sich aufgestellt hatte, schnell sein Pferd anspornte und nach dem Regimente zujagte. Alexander sah sich nach beiden Seiten verwundert um, und erkannte mit seinem hellen Geiste, der durch die Alten genug gebildet war, dafs der Grundsatz eines Nero einem Fürsten keiner Zeit wohl anstehe:

„*oderint, dum metuant.*"

Er lächelte nicht, sondern war ernst bei dem gänzlich verunglückten Manoeuvre, woran allerdings eine scheinbare Höflichkeit schuld war, welche der eingebildete Beherrscher der ganzen Welt dem Grofsfürsten Constantin damit erwies, dafs er ihm den Befehl über die Manoeuvres beim Regimente übertrug. Spafshaft versuchte dieser nur einige kleine Schwenkungen, um der grofsen Zahl der Zuschauer das unentgeldliche Schauspiel zu geben, wie Chako's und Kürassiere in den Lüften herumflogen, und die reiterlosen Pferde sich in dem weiten Felde herumhetzten.

Obgleich aber Alexander aus der persönlichen Kenntnifs Napoleons nichts weniger als ein sicheres Vertrauen hatte schöpfen können, so war er, der Friedliebende, doch gar sehr bereit, den vorgeblich herzlichen Wünschen Napoleons, dafs ein allgemeiner Continentalfriede hergestellt werde, ohne Säumen entgegen zu kommen. Ehe er von Napoleon schied, unterzeichnete er mit diesem gemeinschaftlich ein Schreiben an den König von England, worin der, zum Besten aller Völker, aufrichtige Wunsch des allgemeinen Friedens stark genug zu erkennen gegeben wurde. Dieses Schreiben lautete ungefähr also:

„Der lange und blutige Krieg, der das feste Land zerrüttet habe, sei zu Ende, ohne eine Möglichkeit, ihn wieder zu erneuern. Viele Veränderungen hätten in Europa statt gehabt, manche Staaten wären umgewandelt worden, noch gröfsere Veränderungen könnten eintreten, Alles gegen die Politik der englischen Nation. Friede sei also das Interesse des brittischen Volks. Se. Majestät würden daher ersucht, die Stimme der Leidenschaften zu unterdrücken, der Stimme der Menschheit Gehör zu geben, das Interesse Aller zu vereinigen, alle existirenden Mächte dadurch zu erhalten, und so die Wohlfahrt von Europa zu sichern und zu befördern."

Doch diese Hoffnungen wurden durch England vereitelt; denn der, nach der Abdankung Königs K a r l IV. und des Prinzen F e r d i n a n d von Asturien, in Spanien ausgebrochene Krieg, reizte die Hoffnung der Gegner, so gut als Napoleon; und

in Wahrheit, wenn der Stab über diejenigen, die das Unglück Spaniens herbeigeführt haben, gebrochen werden sollte, so hätten sowohl Napoleon als dessen Hauptgegner vortreten müssen. Die eiserne Hand der Nemesis hat Napoleon erreicht, gebeugt, erbleicht. — — — —

In eben diesem Jahre wurde die, seit dem Tractat von Slobosia eingetretene Waffenruhe zwischen Rufsland und der Pforte, nachdem die angeknüpften Unterhandlungen zu Jassy abgebrochen worden waren, unterbrochen, und am 26. April begannen wieder die Feindseligkeiten, die aber über dem östreichisch-französischen Kriege wenig beachtet wurden, an dem auch Rufsland Theil nahm. Beim Einrücken der russischen Armee in Gallizien erliefs der Befehlshaber derselben, Fürst Gallizin, unterm 11. Mai 1809 eine Proclamation, die sich über die Ursachen zum Kriege folgendermafsen erklärte:

„Der Krieg, welcher zwischen Frankreich und Oestreich ausgebrochen ist, konnte von Rufsland nicht mit gleichgültigen Augen angesehen werden. Man hat von Seiten Rufslands Alles gethan, um dieses Feuer in seinem ersten Entstehen zu ersticken. Man erklärte sofort dem östreichischen Hofe, dafs, in Gemäfsheit der zwischen dem Kaiser von Rufsland und Frankreich bestehenden Verträge und engen Vereinigung, Rufsland im vollen Vernehmen mit Frankreich handeln werde. Oestreich hat den ihm gemachten Vorstellungen kein Gehör gegeben; es hat längere Zeit seine Kriegsrüstungen durch den Vorwand nothwendig gemachter Vertheidigungsmafsregeln zu verheimlichen gesucht, bis es endlich durch einen offenen Angriff seine Absichten an den Tag gelegt und die Fackel des Kriegs wieder entzündet hat. Rufsland zögerte nicht länger, an diesem Kriege denjenigen Antheil zu nehmen, zu welchem es feierliche Verträge verpflichten. Sobald es erfuhr, dafs die Feindseligkeiten angefangen hätten, brach es alle bisher mit Oestreich bestandenen Verhältnisse ab und ertheilte seiner Armee den Befehl, in Gallizien einzurücken." Man sieht auch hier Alexanders Rechtschaffenheit und höchst achtenswerthe Liebe zum Frieden.

Die siegreichen Fortschritte der französischen Truppen in Bayern und Oestreich machten den Russen das Vordringen leicht, und beim Wiener Frieden (14. October) erhielt Rufsland in dem östlichen Theile von Alt-Gallizien einen Landstrich von 400,000 Seelen. Der Krieg mit der Pforte dauerte fort, ohne dafs sonderliche Vortheile von beiden Theilen errungen worden wären. Er zog sich im Jahr 1810 aus der Moldau und Wallachei nach Bulgarien, indem am 10. Mai die

Russen über die Donau setzten. Nach kurzem Widerstande wurde Bazardschik erstürmt, und die Forts Geregri, Berun, Koivarna und Balcisk besetzt. Auch Silistria öffnete am 30. Mai die Thore, Ruschtschuk wurde eingenommen und darauf die Türken auf den Höhen von Rasgrad geschlagen. Georg Czerni beschäftigte indeſs die türkischen Waffen in Servien.

Bevor aber Kamensky nach diesen glänzenden Erfolgen zu weitern kriegerischen Operationen schritt, trug er dem Groſsvezier Jussuf Pascha, der in einem stark befestigten Lager bei Schumla stand, einen Waffenstillstand an. Russischer Seits nahm man die Abtretung der Moldau und Wallachei, bis an das linke Donauufer, und eine Contribution von 30 Millionen Piaster, als Hauptbedingung jeder Unterhandlung an, die jedoch eben deſshalb von den Türken verworfen wurde. Der Krieg dauerte fort und nach vielen Gefechten lieferte der, am 7. September erfochtene Sieg den Russen nicht nur das ganze türkische Lager in die Hände, sondern verschaffte ihnen auch die Festungen Sistow, Giurgewo, Nikopolis, Kladowa, Turna und Bregowa.

Durch englischen Einfluſs geblendet, versuchte der Beherrscher von Persien, durch einen Einfall in Georgien und die russischen Provinzen am kaspischen Meere, zu Gunsten seiner Glaubensgenossen, eine Diversion zu machen; allein mit geringem Erfolge. Die Perser wurden zurückgetrieben, und ungehindert breiteten sich die Russen immer weiter in der Türkei aus.

Im Jahre 1811 übernahm, nach des Grafen Kamenski Tode, Golenitschew-Kutusow den Oberbefehl über die russische Armee im türkischen Gebiete, so wie Achmed Pascha das Obercommando über die Türken. Im Treffen von Ruschtschuk, am 4. Julius, rühmten sich beide Theile des Sieges; allein der Rückzug der Russen über die Donau, nachdem sie die Festungswerke von Ruschtschuk zerstört hatten, lieſs keinen Zweifel übrig, daſs die Türken sich im Vortheil befunden haben muſsten. Die Türken gingen nun ebenfalls über die Donau, erlitten aber mehre Niederlagen, und wurden bald darauf auf das rechte Donauufer zurückgedrängt, wohin ihnen Kutusow ungesäumt folgte. Silistria und Turtulai fielen wieder in russische Hände, und so sahen sich die Türken, welche auf der Slobodser-Insel und in Ruschtschuk eingeschlossen waren, genö-

thigt, einen Waffenstillstand zu begehren, welchem der Friede folgen sollte. Giurgewo ward zu den Unterhandlungen bestimmt; allein am Schlusse dieses Jahres war man noch weit vom Frieden entfernt.

Das Jahr 1812 führte, wie über ganz Europa, so besonders über Rufsland, einen furchtbaren Krieg herbei. Napoleon, welcher sich, auf die engere Verbindung mit dem östreichischen Hause und auf die Besetzung des schwedischen Thrones, durch den Prinzen von Ponte-Corvo stützen zu können wähnte, führte nun auch gegen Rufsland die Sprache, die er schon längst geführt haben würde, wenn ihn nicht daran die Umstände so sehr verhindert hätten. Um Scheingründe nie verlegen, wenn es die Ausführung seiner ehrgeizigen Absichten galt, warf er Rufsland vor, dafs dasselbe in dem Kriege gegen Oestreich nur 30,000, statt der bedungenen 150,000 Mann habe marschiren lassen, ohne zu bedenken, dafs Rufslands kriegerische Stellung gegen die Türkei den gröfsten Theil seiner Streitkräfte in Anspruch nahm. Man warf ihm ferner vor, dafs es die Sperrung seiner Häfen nicht mit dem Nachdruck vollführt habe, wie es in allen, von den Franzosen besetzten oder bedrohten Ländern der Fall gewesen sei. Die im Senat von Napoleon gehaltenen Reden gedachten rühmend Oestreichs und der Rheinbundsfürsten; von Rufsland war keine Rede. Um dasselbe indefs recht empfindlich zu kränken, vertrieb er, durch die Besitznahme eines Theils von Norddeutschland, durch das Decret vom 10. December 1810, wodurch die Mündungen der Ems, Weser, Elbe und Trave dem französischen Reiche einverleibt wurden, den mit Alexander nahe verwandten Herzog von Oldenburg aus seinen Staaten. Empört über diese so schreiende Verletzung aller mit Frankreich abgeschlossenen Verträge, erliefs Alexander eine Protestation gegen diese Besitznahme, die Napoleon als eine Ausforderung zum Kriege betrachtete. Französische Unterhändler reizten indefs die Pforte zum hartnäckigsten Widerstande, um die Zahl der Feinde beim Ausbruch des Kriegs zu vermehren, und an den Grenzen der preufsischen Monarchie sammelten sich nach und nach mehre bedeutende französische Truppencorps. Rufsland rüstete sich ebenfalls; eine starke Rekrutirung vermehrte die Armee, die an den Grenzen des Fürstenthums Warschau aufgestellt wurde.

Das verhängnifsvolle Jahr 1812 begann. Frankreich vermehrte seine Streitkräfte durch ein Bündnifs mit Preufsen (14. Februar), welches 20,000 Mann zu stellen versprach, und durch einen Defensivvertrag mit Oestreich, wodurch das-

selbe 30,000 Mann marschiren zu lassen sich anheischig machte. Diese Truppen setzten sich, in Verbindung mit der grofsen Armee, nach der Weichsel zu in Bewegung. Napoleon versammelte in der Mitte des Mai fast alle deutsche Fürsten in Dresden. Der Graf von Narbonne wurde von dort in das Hauptquartier zu Wilna zum Kaiser Alexander gesandt, um ihn nach Dresden einzuladen; allein ungehört kehrte derselbe von dort am 28. Mai zurück. Unmittelbar darauf reiste Napoleon zu seiner Armee ab, und ungesäumt setzten sich mehr als 500,000 Mann nach Rufslands Grenzen in Marsch. Bemerkenswerth sind die Worte der Proclamation Napoleons:

„Rufsland wird von seinem Schicksale fortgezogen; möge es sich denn erfüllen!"

Der Erfolg hat freilich gelehrt, dafs diese Worte eine ganz andere Bedeutung hatten, als die, welche ihnen Napoleon gab. Am 12. Juni überschritten die Franzosen bei Kowno, Insburg und Merecz den Niemen. Ungeachtet Rufsland dem Feinde nur 200,000 Mann entgegensetzen konnte, liefs doch der am 28. Mai mit der Pforte zu Bucharest abgeschlossene Friede, wodurch Bessarabien und ein Theil der Moldau dem russischen Reiche einverleibt wurde, bedeutende Verstärkungen von der türkischen Grenze erwarten. Bis dahin aber beschlofs man vertheidigungsweise zu Werke zu gehen. Seinen getreuen Unterthanen die Ursachen dieses wichtigen Feldzuges bekannt zu machen, erliefs Alexander folgende Proclamation:

„Wir haben längst die feindlichen Absichten des französischen Kaisers gegen Rufsland beobachtet. Wir hofften durch Unsere Geduld ihn auf schonendere Gesinnungen zu bringen, und durch Unsere Mäfsigung zu überzeugen, dafs sowohl Politik als Gerechtigkeit nicht gestatteten, dafs eine Nation ganz Europa unter ihrem Gewicht niederzudrücken suche."

„Unser freundschaftliches Bemühen ward wiederholt getäuscht, und da Wir sahen, dafs Unsere Geduld kein Vertrauen erweckt, sondern im Gegentheil zu Uebermuth reizt, so müssen Wir dem Wunsche nach längerer Erhaltung der Ruhe Unseres Volks entsagen (wenn nämlich dasjenige Ruhe genannt werden kann, was nur mit Aufopferung seines theuersten Interesses erkauft werden kann) und zu den Waffen greifen. Selbst jetzt noch, um dem Feinde keine Entschuldigungen seines Treubruchs zu lassen, gaben Wir dessen häufigen Sendungen in Unser

Hauptquartier stets Gehör; stets zeigten Wir Uns geneigt, den Bruch zu vermeiden, obschon Wir Uns an den Grenzen aufgestellt hatten, den Frieden zu erhalten oder den Kampf zu bestehen. Doch weder Mäfsigung noch Geduld bewirkten etwas anderes bei dem französischen Kaiser, als, dafs er Zeit gewann, seine beabsichtigte ehrvergessene Treulosigkeit ins Werk zu setzen. Während noch die friedlichen Worte seines Generaladjutanten, des Grafen von Narbonne, in Unsern Ohren tönten, ging er über den Niemen, griff Kowno an und begann so den Krieg mit dem niedrigsten, blutdürstigsten Angriffe."

„Die Hoffnung auf Frieden ist vorüber; das ist klar. Nichts bleibt Uns übrig, als dem Angreifer Unsere braven Soldaten entgegenzustellen und den höchsten Richter überall anzurufen, dafs er die gerechte Sache segne."

Alexander hatte Gelegenheit genug, sich von der feurigen Theilnahme und Ergebenheit seines Volkes, nicht weniger von der Ungeduld zu überzeugen, mit welcher es dem Feind entgegengeführt zu werden wünschte. Um die Streitkräfte zu vermehren, riefen begeisterte Proclamationen die gesammte waffenfähige Mannschaft mit dem glücklichsten Erfolge zum Kampfe gegen Frankreich auf; denn von allen Seiten strömte die Jugend aus Städten und Dörfern herbei, sich in die Glieder der Vaterlandsvertheidiger zu stellen. Der reiche Adel errichtete auf eigene Kosten Regimenter; die gröfseren Städte folgten diesem Beispiele und lieferten Geld, Waffen und Mannschaft. Stadt und Gouvernement Moskau allein versprach 100,000 Mann ins Feld zu stellen, als Kaiser Alexander, die Armee verlassend, dort erschien. Auf die Aufforderung an die Geistlichkeit, der drohenden Gefahr mit Aufbietung aller Kräfte zu begegnen, entschlossen sich selbst die Söhne der Geistlichen, die bis dahin stets von allen Kriegsdiensten frei gewesen waren, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen und die Waffen zu ergreifen. Da indefs die Zahl der Freiwilligen zu grofs war, um alle mit Schiefsgewehren zu versorgen, ward ein grofser Theil derselben mit Piken versehen.

In der Schlacht bei Smolensk zeigte es sich sehr deutlich, von welchem Muthe die russische Armee beseelt war. Dies mufste selbst Napoleon anerkennen, der, nachdem diese Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt worden war, ausrief: „Niemals ward ein Krieg mit solcher Wildheit geführt! Niemals wüthete die Vertheidigung so gegen das allgemeine Gefühl der Selbsterhaltung! Dieses Volk behandelt sein Land, wie das eines Feindes."

Die russische Armee, gedeckt von ihrer Reiterei, zog sich auf Moskau zurück. Die Franzosen folgten, obgleich sie jetzt schon, in dem verheerten Lande, den drückendsten Mangel erlitten. Jedoch noch Aergeres sollte ihnen begegnen! Aus dem Bericht des Oberbefehlshabers der Armee, Fürsten Kutusow, über die Schlacht von Mosaisk (7. September), ersieht man deutlich genug, wie sehr überlegt und planmäſsig Alles das geschah, was nun weiter gegen die französische Armee unternommen und zum Besten des Vaterlandes veranstaltet wurde. Man überzeugt sich, wie zweckmäſsig es war, Moskau Preis zu geben, obgleich damit groſse Opfer verbunden waren und sehr Viele im Volke über die Besetzung durch die Franzosen erschraken. Eine Proclamation des Kaisers beruhigte aber nicht allein das Volk, sondern entflammte dasselbe auch zur Rache, als es die Vernichtung dieser alten Hauptstadt erfuhr. Alle Veranstaltungen deuteten darauf hin, den Krieg mit der gröſsten Hartnäckigkeit fortzusetzen. Napoleons Anträge wegen eines Waffenstillstandes wurden zurückgewiesen, und täglich vorfallende Gefechte, die gröſstentheils zum Nachtheile der Franzosen ausfielen, gaben den letztern die Ueberzeugung, daſs ihres Kaisers Siegesstern erbleiche.

Wir übergehen hier Alles das, was die französische Armee auf ihrem schrecklichen Rückzuge von Moskau erlitt; denn die Muse der Geschichte hat dieses zu tief in der Erwachsenen Inneres eingegraben; aber auch dafür gesorgt, daſs noch die späteste Nachwelt erfahre, wie eine Armee, deren stolzer, anmaſsungsvoller Oberbefehlshaber, mit ihr alle Welttheile unter sein Joch zu zwingen glaubte, so schnell und grausenvoll zertrümmert ward.

Der Feldzug in Ruſsland war geendet. Alexander hatte bei alle den Verlusten und Opfern, welche hatten gebracht werden müssen und welche seinem Herzen, bei dem Blicke auf sein Volk, allerdings schmerzlich sein muſsten, doch die schöne Ueberzeugung von den blutigen Schlachtfeldern und von den verödeten Trümmern der Städte und Dörfer her empfangen, daſs sowohl die Armee als das ganze Volk ihm mit der gröſsten Liebe ergeben sei und kein Opfer scheue, um es für Fürsten und Vaterland willig darzubringen.

Am letzten Tage dieses so denkwürdigen Jahres erlieſs Alexander an seine wackern Truppen folgende Proclamation:

„Soldaten! Das Jahr ist vorüber, das merkwürdige und ruhmvolle Jahr, wo Ihr den Stolz Unsers übermüthigen Feindes in den Staub geworfen habt! Das

Jahr ist vorüber: aber Eure heldenmüthigen Thaten bleiben. Keine Zeit kann ihr Angedenken verlöschen: nicht nur Wir gedenken ihrer — sondern sie werden auch im Gedächtnifs der Nachwelt fortleben."

„Mit Eurem Blute habt Ihr die Befreiung Eures Landes gegen ein Heer vereinigter Mächte erkämpft, die sich recht eigentlich wider ihre eigene Existenz verbündet hatten. Ihr dürft die Dankbarkeit Rufslands und die Achtung der auswärtigen Reiche in Anspruch nehmen. Eure Treue, Tapferkeit und Ausdauer hat der Menschheit bewiesen, dafs gegen Herzen, welche die Liebe zu Gott und die Pflichtergebenheit gegen ihren Fürsten erfüllt, die Anstrengung des fürchterlichsten Feindes nur wie rasende Meereswogen sind, die sich an einem unbeweglichen Felsen brechen — nach allem Tumult verlieren sie sich mit dem dumpfen Ton ihres eignen Zusammensinkens."

„Soldaten! Uns verlangte, alle diejenigen durch eine besondere Unterscheidung auszuzeichnen, welche an diesen unsterblichen Thaten Theil genommen haben, und so haben Wir silberne Medaillen schlagen lassen, welche von Unserer heiligen Kirche werden gesegnet werden. Sie sind mit dem denkwürdigen Jahre 1812 bezeichnet. An einem blauen Bande getragen, sollen sie die tapfern Herzen zieren, welche ihres Landes Schild gewesen sind."

„Jeder Mitstreiter in dem russischen Heere ist werth, diese ehrenvolle Zeugnisse, als Vergeltung für Tapferkeit und Ausdauer zu tragen."

„Ihr habt Alle gleiche Mühseligkeiten und Gefahren bestanden. In Euch Allen hat blos ein Geist geherrscht. Diese erhebende Ueberzeugung mufs Euch stolz auf diese gleichmäfsige militärische Ehrenbezeigung machen. Sie wird Euch überall ankündigen als treue Söhne Rufslands! Söhne, denen Gott der Vater seinen väterlichen Segen ertheilt."

„Mögen unsere Feinde jedes Mal zittern, wenn sie dieses Zeichen erblikken! Mögen sie wissen, dafs unter diesem Metall ein Herz voll unvertilgbarer Tapferkeit schlägt! Unvertilgbar, weil sie nicht auf Ehrsucht oder Ruchlosigkeit begründet ist, sondern auf den unwandelbaren Grundlagen der Vaterlandsliebe und der Religion."

Der Krieg, an welchem nun auch Preufsen und späterhin Oestreich Theil nahm, wurde nun sowohl in Deutschland, als Frankreich, mit der gröfsten Hartnäckigkeit fortgesetzt, und es ist bekannt genug, welche aufserordentliche Opfer noch erfordert wurden, um sowohl Rufsland als Preufsen, ja Deutschland überhaupt, die vorige Unabhängigkeit und Selbstständigkeit zu verschaffen.

Mit dem Frieden zu Paris (30. März 1814) war der grofsen Fehde ein Ende. Schon am 31. März hielt Alexander, an der Spitze seiner Garde, begleitet von dem Könige von Preufsen, dem Fürsten Schwarzenberg und dem Grafen Barclay de Tolly seinen Einzug in Paris, und wurde hier mit unbeschreiblichem Jubel empfangen. Am 2. April ertheilte er dem französischen Senate eine Audienz, und nachdem er die Huldigungen desselben empfangen, sagte er: „Ein Mann, der sich mein Alliirter nannte, kam als ungerechter Angreifer in meine Staaten. Er ist es, gegen den ich Krieg führe, und nicht gegen Frankreich. Ich bin der Freund des französischen Volks. Was ihr so eben gethan, verdoppelt dieses Gefühl. Es ist gerecht, es ist weise, Frankreich feste und liberale Einrichtungen zu geben, welche mit der jetzigen Aufklärung im Verhältnisse stehen. Meine Alliirten und Ich, wir kommen, um die Freiheit eurer Entschliefsungen zu schützen." Hier hielt der Kaiser einen Augenblick inne und fuhr hierauf mit der sichtbarsten Rührung fort: „Zum Beweise dieser dauernden Allianz, welche ich mit eurer Nation abschliefsen will, gebe ich alle in Rufsland befindlichen französischen Gefangenen (ungefähr 200,000 Mann) frei."

Napoleon hatte am 11. April 1814 zu Fontainebleau auf die französische Kaiserkrone verzichtet, und nachdem Ludwig XVIII. den französischen Thron eingenommen hatte, schickte sich auch Alexander zur Rükkehr in seine Staaten an. Ehe er jedoch Paris verliefs, gab er noch einen sehr schönen Beweis von musterhafter Dankbarkeit gegen seinen ehemaligen Lehrer la Harpe, dessen Gemahlin zu Paris im vierten Stocke eines Hauses wohnte. Alexander begab sich dahin, und da diese Dame während der Unterhaltung mit ihm stehen blieb, sagte er zu ihr: „Sie haben sich sehr verändert!" Madame la Harpe antwortete ihm: „Ja, Ew. Majestät, die Zeitumstände haben auch auf mich Einflufs gehabt." — „Nein, so meine ich es nicht!" erwiederte der Kaiser. — „Sie setzen sich nicht mehr, wie Sie doch sonst zu thun pflegten, wenn ich als Schüler Ihres Gatten kam und Sie dann freundlich mit mir sprachen!" — Madame la Harpe sagte ihm,

wie die Pariser über seine Freundlichkeit und Güte ganz entzückt wären. — „Wenn ich diese Eigenschaft besitze,“ versetzte der Kaiser, „wem verdanke ich sie denn? Wäre la Harpe nicht gewesen, so gäbe es auch keinen Alexander!“

Alexander kehrte, nachdem er in Begleitung des Königs von Preufsen noch eine Reise nach England vorgenommen und auf der Rückreise durch Holland, in Zaardam auch das kleine Haus besucht, wo Peter der Grofse das Schiffszimmerhandwerk erlernt hatte, in seine Staaten zurück. Er kam am 25. Juli in Petersburg an. Der Senat ertheilte ihm, in einer besondern Sitzung, den ehrenvollen Beinamen des Gesegneten. Doch nicht lange konnte er in Petersburg verweilen; denn der verabredete Fürstencongrefs zu Wien, rief auch ihn dahin, und er traf am 25. October, an der Seite seines königlichen Freundes von Preufsen, mit welchem er zu Wolkersdorf zusammengetroffen war, dort ein. Mitten unter den lebhaftesten und wichtigsten Beschäftigungen der versammelten Fürsten und Minister, kam sehr unerwartet die Nachricht, dafs der nach Elba verbannte Kaiser Napoleon am 1. März 1815 an der Küste von Provence gelandet sei. Alles eilte zu den Waffen, und nur erst dann, als dieser unruhige Usurpator am 18. Junius, bei Belle Alliance geschlagen und sodann nach St. Helena in die Verbannung gejagt worden war, konnte man dem Glauben an einen allgemeinen Continentalfrieden mit sicherem Vertrauen Raum geben. Um die Ruhe der Zukunft zu sichern, ward zu Paris den 14/26. September der sogenannte „heilige Bund“ geschlossen, dem nach und nach fast alle übrigen Fürsten Europa's beitraten, unstreitig das schönste Werk Alexanders, das ihn mit seinen religiösen und menschenfreundlichen Gesinnungen auf's Glänzendste verherrlicht.

Unter schönern Vorbedeutungen begann nicht leicht ein Jahr für irgend ein Reich, als das Jahr 1816 für Rufsland. Schon am 1. Januar zog mit morgenländischer Pracht ein persischer Botschafter, nach glücklich hergestelltem Frieden mit diesem Reiche, in Petersburg ein und überreichte Alexander'n ein Schreiben seines Herrn, Mirza Abdul Hassan Chan. Wenige Tage darauf wurde das, mit dem Kaiser von Oestreich und dem Könige von Preufsen abgeschlossene, Bündnifs dem russischen Volke durch ein Manifest bekannt gemacht, und zugleich, um dieser denkwürdigen Handlung eine gröfsere Bedeutung zu geben, die Weihung heiliger Gefäfse für die Kirche Mariä Himmelfahrt zu Moskau und die der Mutter Gottes zu Petersburg, die in Paris verfertigt worden waren, vorgenom-

men. So religiös der Sinn Alexanders war, so hafste er doch die gefährlichen Umtriebe eines geistlichen Instituts, das eben dadurch die Aufhebung in andern christlichen Ländern erfahren hatte, und bisher in Rufsland geduldet worden war. Durch einen besondern Ukas wurden alle Glieder des Jesuiterordens, weil sie sich in mehre angesehene russische Familien, um Proselyten zu machen, eingedrängt hatten, auf immer aus den beiden Hauptstädten Rufslands verbannt.

Wie immer, ward besonders jetzt Alexanders Auge dahin gerichtet, die Wunden zu heilen, welche der Krieg seinen Staaten geschlagen hatte, und das Emporblühen der Wissenschaften, der Künste, der Gewerbe, des Handels, des Ackerbaues, der Schifffahrt u. s. w. auf's Thätigste zu befördern. Moskau war aus seiner Asche prachtvoller als zuvor auferstanden; Alexander begab sich dahin, um sich von dem, was bereits geschehen, oder was noch zu thun nöthig sei, zu überzeugen. Sein Erscheinen erzeugte einen noch lebhafteren Enthusiasmus als damals, da er, um die kaiserliche Krone auf sein Haupt zu setzen, in dieser alten ehrwürdigen Hauptstadt der Czaren erschien. Zurückgekehrt von da, befahl er eine neue Zählung der Unterthanen seines Reichs. Es ergab sich eine Seelenzahl von 42,000,000 und von dem letzten Jahre besonders ein Zuwachs von 390,000. Moskau besafs im August 1816 166,515 Einwohner, darunter waren 3548 Geistliche, 23,109 Militärs, 34,065 Domestiken. Die Anzahl der Häuser stieg bereits wieder auf 9148, unter denen 378 Fabriken waren; ferner zählte man 288 Kirchen, 607 Bäder, 100 Brücken, 26 Apotheken, 8 Buchdruckereien, 163 Gasthöfe, 123 Schenken, 52 wohlthätige Anstalten, 6187 Buden von Stein und 644 von Holz.

Was besonders zur fortdauernden Vermehrung im russischen Reiche beitrug, war die gegen alle Religionsverwandte bewiesene Duldsamkeit. Ebenso zeigten die Verfügungen über Zoll und Handel, wie sehr die Belebung inländischer Industrie dem herrlichen Monarchen am Herzen lag. Odessa wurde für einen Freihafen erklärt. Schon früher hatte man gesehen, von welcher Wichtigkeit dieses Odessa für den Handel gewesen war, jetzt überzeugte man sich davon um so mehr; überhaupt zeigte sich im russischen Handel ein sehr günstiges Verhältnifs. — Am 24. December trat Alexander in das vierzigste Jahr seines Lebens, und bezeichnete diesen Tag durch eine für das ganze russische Heer höchst wohlthätige Anordnung, indem er sämmtlichen Stabs- und Oberofficieren, vom Fähndrich bis zum Obersten eine ansehnliche Gehaltszulage, und den Generalen, Chefs der Regimenter, Divisionen und Corps, aufser dem ihnen zukommenden

Gehalte, noch Tafelgelder verlieh. Freilich wurden dadurch die Ausgaben für die Armee um eine Summe von mehr als 7,000,000 Rubel erhöht.

Da Alexander für das Lustschlofs Zarskoje-Selo, wo er seine Jugendjahre verlebte, eine so grofse Vorliebe hatte, so wurde am Eingange des Gartens ein kolossaler Triumphbogen von ächt antiker Form errichtet, über welchem in französischer und russischer Sprache die Inschrift angebracht war:

„Meinen theuren Waffenbrüdern geheiligt.

Wie der unvergefsliche Monarch dadurch einen Beweis seiner Dankbarkeit für die Grofsthaten seiner Truppen ablegte, so gab er ein neues Beispiel seiner Religiösität und Bescheidenheit durch den Ukas an die heilige Synode, wodurch er sich die übertriebenen Schmeicheleien der Geistlichkeit verbat.

Doch auch auswärts war Alexander, wie zum Heil seiner Völker, so auch des übrigen Europa's nöthig. Auf der zu Aachen verabredeten Fürstenversammlung erschien auch er. Am 7. September 1818 verliefs er Petersburg und langte den 17. in Berlin an, von wo er, in Begleitung des Königs von Preufsen, nach Aachen reiste. Einer der denkwürdigsten Tage war der 18. October, der vor 70 Jahren aus Aachens Mauern Europa den Frieden gab, und vor 5 Jahren Deutschlands Fesseln sprengte. Der östreichische und russische Kaiser und der König von Preufsen reichten sich noch einmal, unter dem Donner der Kanonen, die Hände, und versprachen sich, für Erhaltung des Friedens jedes Opfer zu bringen. In der Mitte des Novembers verliefsen die drei Monarchen Aachen, um sich in ihre Staaten zurück zu begeben. Alexander langte am 5. Januar 1819 in Petersburg wieder an.

Die Angelegenheiten seines Volkes liefsen den kaum angekommenen Alexander nicht rasten; seine Sorgfalt wendete sich sogleich wieder auf das Schuldenwesen seines Landes, und unverzüglich wurden defshalb die zweckmäfsigsten Maasregeln ergriffen.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft ward, wie früher in Livland, Esthland und Curland, auch jetzt in Rufsland, nicht allein auf den Krongütern, sondern auch auf denen der Privateigenthümer betrieben. Die Bevölkerung wuchs jährlich und mit ihr Rufslands Ansehen im Auslande. An der südlichen Grenze des Reiches

unterwarfen sich mehre tartarische Fürsten, und Rufsland erhielt daselbst ein Uebergewicht, welches sogar die Eifersucht Englands erregte. Fast an 1000 eingewanderte würtembergische Familien, erhielten Wohnungen in Grusien.

Um die einzelnen Theile seines grofsen Reiches näher kennen zu lernen, unternahm Alexander fast jedes Jahr einige Reisen. So reiste er im Juni 1819 zur Besichtigung des Kriegshafens nach Kronstadt. Kurz nach seiner Rückkunft nach Petersburg trat er am 8. August eine sehr weite und beschwerliche Reise an; sie ging zuerst nach Archangel, von da rückwärts bis Petrasawodsk im Olonezkischen Gouvernement. Darauf durch Finnland bis Torneo und von da zurück nach Abo. Die Rückreise nach St. Petersburg erfolgte am 17. September; aber schon am 18. September begab sich der Kaiser nach Warschau, und blieb daselbst bis zum 17. October.

Zur Belebung des innern Verkehrs wurde, nach Aufhebung der Leibeigenschaft und der Ankunft so vieler fremden Einwanderer, eine Menge Städte angelegt, so dafs deren Zahl sich schon auf 1800 belief. Verbesserte Wege im Innern, und die Anlegung neuer Kanäle, vermehrten den Umschwung des Handels, und von allen Handelsplätzen liefen die günstigsten Nachrichten ein. Nach angestellten Berechnungen wuchs die Bevölkerung jährlich um 700,000 Seelen, und so war es freilich möglich, die Kriegsmacht bis fast eine Million Streiter zu vermehren, die, besser bezahlt als früher, bei den reichen Einkünften des Staats, doch noch immer jährlich 60 Millionen Rubel übrig liefs, um sie zur Verminderung der Schulden zu verwenden.

Von Neuem rief die allgemeine Wohlfahrt Europa's den so gern daran Theil nehmenden Alexander ins Ausland. Er begab sich im October 1822 auf den Monarchen-Congrefs zu Troppau, der zu Ende des Jahres nach Laibach verlegt wurde und die Ruhe Italiens zum Zwecke hatte. Hier wurde schon über die griechischen Angelegenheiten verhandelt, und manche Kabinete sahen schon bedenklich dem Umsturz des türkischen Reiches entgegen. Alexanders Mäfsigung erlaubte dies jedoch nicht. Er that, wie gewöhnlich, Alles zur Erhaltung des Friedens. Auch begab er sich, um das Möglichste für das allgemeine Beste Europa's zu thun, zu dem Congrefs von Verona, wo aufser den heillosen Angelegenheiten Spaniens, auch von Neuem die der Türkei vorgenommen wurden. Die Pforte versagte, wie gewöhnlich, ihren Beitritt, und so mufste nothwendig dieser Gegenstand unentschieden bleiben. Am 1. Februar 1823 traf Alexander von

Verona in dem, am 24. Mai des vorigen Jahres, abgebrannten Zarskoje-Selo ein, welches während dieser Zeit vollkommen wieder aufgebaut war.

Zum letzten Male sehen wir nun noch den unvergeſslichen herrlichen Fürsten verreisen. Im letzten Monate seines letzten Lebensjahres, begab er sich auf eine Reise in die südlichen Provinzen seines Reichs. In der Gegend von Sebastopol sagte er zu dem ihn begleitenden General Diebitsch und dem Gouverneur Woronzow, als er die groſse Fülle jener südlichen Vegetation und das Mahlerische der Gegend wahrnahm: „Hier wünsche ich, wenn ich mich einst von der Regierung zurückziehe, mein Alter zu verleben.“ Dieser Wunsch ward ihm nicht zu Theil! Er reiste nach Taganrog, wo sich die kaiserliche Gemahlin befand, und — — — starb am 1. December Vormittags in ihren Armen!



FRIEDRICH AUGUST
König von Sachsen.

Friedrich August, der Gerechte,

König von Sachsen.

Es ist kein schönrer Anblick in der Welt,
Als einen Fürsten sehn, der klug regiert;
Das Reich zu sehn, wo Jeder stolz gehorcht,
Wo Jeder nur sich selbst zu dienen glaubt,
Weil ihm das Rechte nur befohlen wird.

Göthe.

Wenn Kometen die ewig klare Bahn des Sternenzeltes durcheilen, Wolken, vom Gewittersturm getrieben, das schöne Bild der Ruhe mit Nacht bedecken, und in diesem Chaos nichts als der schwindende Strahl des Meteors dem Auge ein irrender Leitstern ist, so wendet es sich bebend davon ab, und in die Bewunderung der Gröfse mischt sich ein unbefriedigtes Gefühl, ein heimliches Grauen, was sich selbst nicht Rechenschaft geben kann. Vernichtendes Toben, als ob die Festen des Himmels brechen wollten, rollt über unsern Häuptern, und mit banger Ahnung umfängt uns die plötzliche Stille. — Erheben wir endlich, ermuthigt von dem Bewufstsein der ewigen Ordnung, die geblendeten Augen, so ziehen ruhig und im milden Glanze die Sternbilder ihre gewohnte Bahn, und eine beseligende Heiterkeit erfüllt und beruhigt das aufgeregte Gemüth.

Wenn der Held mit kriegerischem Ruhm seine Zeit erfüllt, blendende Thaten die Mitwelt betäuben, so sinkt er plötzlich, wie sein Erscheinen, in dunkle Nacht zurück, und der fluthende Zeitstrom schlägt über ihm zusammen. Sein Reich vergeht mit ihm, und nichts bleibt, als ein heimlich Grauen ob seiner Gröfse! —

Wenn aber der Fürst, sich aufopfernd für sein Volk, länger als ein halb Jahrhundert den Staat mit Einsicht und Weisheit leitet, ihn blühend und kräftig erhält, dafs wenn auch die furchtbarsten Stürme den Baum entblätterten, das Mark des Stammes doch gesund blieb, und er, wie ein Vater unter liebenden Kindern, immer das Glück und die Wohlfahrt derselben beabsichtigend, keine Mühe scheute, jede Entsagung, jeden Schmerz still ertrug, um das Ziel der Beglückung zu erringen: dann wird, wenn er auch längst heimging zu den Vätern, der Segen seines Thuns noch über Jahrhunderte hinaus sichtbar sein, und der Name des Gerechten, welcher der Krone erst den wahren Schmuck verlieh, wird mit dankbarer Anerkennung noch von der späten Nachwelt segnend genannt werden.

Nur kurze Zeit war es dem edeln Churfürsten Friedrich Christian vergönnt, für das Wohl seines Landes zu wirken. Am 5. October 1763 durch den Tod seines Vaters Friedrich August II. auf den Thron berufen, folgte er ihm bereits den 17. December desselben Jahres in die Gruft seiner Ahnen, und liefs das Land in doppelter Trauer; denn nicht allein das unerwartet schnell auf einander Folgen der Todesfälle hatte die Gemüther tief ergriffen, sondern auch, dafs die, selbst in der kurzen Zeit seiner Regierung, so herrlich hervorleuchtende väterliche Fürsorge für seine Unterthanen, der so kräftige Wille, die Wunden einer schlimmen Vergangenheit gründlich zu heilen, nun so schnell den hoffenden Blicken entzogen ward, erfüllte Alles mit inniger Wehmuth. Doch die bangen Sorgen eines braven Volks sollten sich in Freuden verwandeln, denn er hinterliefs seinen zagenden Kindern einen würdigen Sohn, der werth war, Herrscher zu sein. Aus gutem Saamen mufs Gutes erkeimen, und ein gesunder Baum bringt herrliche Früchte.

Mit fester Hand ergriff der älteste Oheim des unmündigen 13jährigen Fürsten, Prinz Xaver, als dessen Vormund, die Zügel der Regierung und wirkte ganz in dem Sinne seines verewigten Bruders fort. Weise Sparsamkeit, pünktliche Ordnung beseelten alle Zweige der Verwaltung. Nützliche, noch jetzt bestehende Anordnungen bezeichnen die Zeit seines Wirkens. Mehrere Gesetze: eine verbesserte Taxordnung für Sporteln, Gerichts- und Advocatengebühren, das neue Lehnsmandat, ein geschärftes Mandat wider Banquerouteurs, dessen praktische Anwendung jedoch oft durch die darin vorherrschende Strenge verhindert wurde, und die Erweiterung des Wirkungskreises der Commerciendeputation, sind die ersten Früchte eines ernsten Strebens. Die Errichtung einer Artillerie-Schule, durch den Oberstlieutenant v. Fröden im Jahre 1768, welche so viel zum Ruhm der sächsischen Artillerie beigetragen hat, die Gründung der Kammer-Creditcasse zur allmähligen Tilgung der Kammerschulden, des Sanitäts-Collegiums zu Dresden,

die erneuerte Organisation der Kreisverfassung, nach welcher jeder Kreis seinen Hauptmann und einige Amtshauptleute haben sollte, waren schon von dem Churfürsten Friedrich Christian beabsichtiget und kamen jetzt durch die Thätigkeit des Prinzen Xaver zur Ausführung.

Den höchsten Ruhm erwarb sich dieser indeſs durch die Stiftung der Bergakademie zu Freiberg, da der durch die Greuel des siebenjährigen Kriegs so sehr gesunkene Bergbau nur durch wissenschaftliche Betreibung wieder mit Sicherheit gehoben werden konnte. Bei einer Lustreise der churfürstlichen Familie nach Freiberg wurde der Plan am 13. Nov. 1765 beschlossen und am 4. Decbr. desselben Jahres die Stiftungsurkunde ausgestellt und die gehörigen Fonds angewiesen. Auf die in spätern Zeiten erfolgten Verbesserungen und Erweiterungen dieser trefflichen Anstalt äuſserte besonders die Thätigkeit des Mineralogen Abraham Gottlob Werner (starb den 30. August 1817.) einen wichtigen Einfluſs. Der Ruhm der Freiberger Akademie ist bis in die überseeischen Welttheile gedrungen, und Brasilien, so wie die vereinigten Staaten Nordamerika's, haben sächsische Bergleute und Beamte unter vortheilhaften Bedingungen an sich gezogen, um durch sie eine tüchtige Pflanzschule für diese Wissenschaft zu gründen. —

Die vermehrten Militairbedürfnisse erheischten erhöhte Abgaben, und da die Bewilligungen der Landstände unzureichend waren, so wurde auf Anrathen des damaligen Vice-Directors, Freiherrn von Hagen, eines Ausländers, im Jahr 1768 ein sehr starker Impost auf die meisten fremden Erzeugnisse und Waaren gelegt, ein Miſsgriff, der den lebhaften Handel Sachsens zu zerstören drohte, so daſs es daher beim Regierungsantritt des jungen Churfürsten, dessen erste Sorge war, dem Handel diese hemmende Fessel zu nehmen, und er so mit dem ersten Act der Selbstthätigkeit die gute Meinung bekräftigte, die nicht allein sein ihm dankbar ergebenes Volk, sondern auch das Ausland von ihm hegte, und die sich in den Zeiten der Stürme und Gefahr so herrlich bewährt hat, und das Band der unendlichen Liebe zwischen Fürsten und Volk so fest knüpfte.

Prinz Xaver übergab nämlich seinem Neffen, noch einige Monate vor erlangter Volljährigkeit, am 16. September 1765, die Regierung; doch wurden, um Weitläuftigkeiten mit dem kaiserlichen Hofe zu vermeiden, die Reichsgeschäfte bis Ende des Jahres im Namen des Administrators fortgeführt. Unter der wackern Leitung des damaligen Hofraths von Gutschmid, der auch bis zu seinem Tode (starb 1799 als Kabinetsminister) der treue Freund und Rathgeber seines Fürsten blieb, hatte der Churfürst eine sorgfältige Erziehung und vortrefflichen Unterricht genossen, und die seinem Lande stets so heilsamen Grundsätze der Rechtlichkeit und Mäſsigung befestiget, die ihm die Liebe seines Volks und die Achtung der Mit- und Nachwelt erworben haben.

Sein Regierungsantritt fiel in die glückliche Zeit, wo der gröſsere Theil von Europa eine vollkommene Ruhe genoſs, und die deutschen Fürsten ungestört das Glück ihrer Unterthanen befördern konnten, was nur Wenigen so am Herzen liegen konnte, als diesem vortrefflichen Regenten.

Im folgenden Jahre vermählte sich (am 17. Jan. 1769) Friedrich August mit der Prinzessin Maria Amalie Auguste von Zweibrücken, und auch hierin war er dem Lande ein würdiges Vorbild. Eine heitere ungetrübte Ehe warf ihren sittlichen Abglanz auf das ganze Volk, und dem erhabenen Muster seines Privatlebens strebte der Bürger um so eifriger nach, da er dessen Regententugenden nur bewundern und die Segnungen desselben fühlen konnte, hier aber den Ruhm einer gleich sittlichen Reinheit mit seinem Fürsten zu erreichen vermochte.

Der Häuslichkeit still seliges Entzücken
Der Sachse kann's auf seinem Thron erblicken! —

Die Geburt einer Tochter, der Prinzessin Maria Auguste, am 21. Juni 1782 vermehrte das häusliche Glück des geliebten Fürstenpaares.

Entfernt von der schwankenden Politik mancher Kabinette, welche ihre Erblande durch Erwerbung fremden Eigenthumes zu vergröſsern, oder nach dem beliebten Ausdruck „sich zu arrondiren" suchten, beschränkte sich Friedrich August auf Erhaltung dessen, was durch rechtlichen Besitz an ihn gelangte und was durch feierliche Verträge von seinen Vorfahren ererbt war; auf die Beglückung seiner Unterthanen, die er mit seinem Regenteneide in sein Vaterherz geschlossen hatte, selbst ohne, in den günstigsten Zeiten seiner Regierung, frühere gegründete und erweisliche Ansprüche seines Hauses geltend zu machen. Seine Regierung trägt durchaus den Charakter des Friedens und der weisen Mäſsigung, was bei der geographischen Lage Sachsens, dem Lande auch stets von unendlichem Vortheil war, da es zwischen die beiden deutschen Hauptmächte, Oestreich und Preuſsen gestellt, keine andere Wahl hatte, als mit seiner zur Vertheidigung bereitstehenden Militairmacht, die auch unter dem Churfürsten, nach Erforderniſs der Zeitumstände und Maſsgabe der Bevölkerung des Landes, nach und nach vermehrt und neuorganisirt ward, im Augenblicke eines ausbrechenden Kampfes die Macht zu verstärken, auf deren Seite das Recht stand, und mit deren Politik das Interesse des Staates zu vereinigen war.

Der Verwaltung des Landes eine durchgreifende, zeitgemäſse Organisation zu geben, war das fortdauernde Streben eines Fürsten, der sich auch hierin weise und talentvoll bewies. Die Errichtung der General-Hauptcasse am 30. Nov. 1773, wodurch die sämmtlichen landesherrlichen Einkünfte einen Vereinigungspunkt erhielten, bereitete die Bildung des geheimen Finanzcollegiums am 7. Nov. 1782 vor, welches die drei einzelnen Behörden: das Kammer-Collegium, das Berg-

Collegium und die General-Hauptcasse zu einer einzigen obersten Finanzbehörde vereinigte und die Verwaltung der Domainen, des Bergwesens, der von der Ober-Steuerdirection dem Lande zu berechnenden Abgaben, der Staats-Hauptbuchhaltung, und die Oberaufsicht über alle Staatscassen in sich schloſs. Diese zweckmäſsige Einrichtung und die groſse Rechtlichkeit des Regenten, gaben dem Finanzwesen eine überwiegend feste Haltung, und äuſserten bald einen so vortheilhaften Einfluſs auf den finanziellen Stand des Landes, daſs nicht nur in dem bairischen Erbfolgekriege und in der Rhein-Campagne keine erhöheten Abgaben nöthig wurden, sondern daſs auch die im Jahr 1772 creirten 1,500,000 Rthl. Cassen-Billete sich des schönsten Credits erfreuten, und stets *al pari* standen. Einer eigenen Commission war die Leitung dieses neuen Papiergeldes übergeben, zur Sicherstellung desselben waren die Landacciseinkünfte angewiesen, und um die Circulation zu vermehren, muſste bei allen öffentlichen Cassen die Hälfte der zu entrichtenden Abgaben in Cassen-Billets angenommen werden.

Viele einzelne zweckmäſsige und wichtige Gesetze arbeiteten dem baldigen Erscheinen eines neuen Landrechts vor, beseitigten manche veraltete Form, milderten oder verscheuchten die Ueberreste eines barbarischen Mittelalters, wie die am 2. Dec. 1770 erfolgte Abschaffung der Tortur bewies und die Aufhebung der so nachtheiligen Verpachtung der Justizämter, wodurch das Rentwesen von der Justiz völlig getrennt wurde. Durch Anlegung von zwei neuen Zucht- und Arbeitshäusern, in Torgau 1772 und in Zwickau 1776, wozu man die Schlösser Hartenfels und Osterstein benutzte, vermehrte er die Sicherheitspolizei des Landes.

Im Jahre 1772, als eine neue Verordnung im Betreff des Armenwesens die milde Fürsorge des Fürsten bekundete, brach in Sachsen eine der schrecklichsten Theuerungen aus, die je ein Land in Friedenszeiten erfahren hatte, und vorzüglich das arme Erzgebirge, wo die Gewerbe dieser genügsamen Bergbewohner fast gänzlich stockten, am härtesten traf. Der Scheffel Korn stieg daselbst auf 12 Thlr., Waizen 13 Thlr., Gerste 9 Thlr. 12 Gr., Hafer 5 Thlr. 12 Gr., und ohne die thätige Hülfe des Landesherrn wären sie ganz zu Grunde gegangen. So erschien er aber auch hier, wie später bei den fürchterlichen Ueberschwemmungen in den Jahren 1784, 1799 und 1804 gleich einem rettenden Engel und zeigte sich als ein wahrer Vater seines Volkes. Nicht nur, daſs den Bedürftigen Arbeit verschafft wurde, daſs mehrere Verordnungen ergingen, wodurch einem solchen Uebel in Zukunft vorgebeugt werden konnte; auch vielfache Collecten, und reichliche Unterstützungen aus der königlichen Chatulle halfen den Bedrängten ohne allen Unterschied, wobei er mehrmals äuſserte:

„Ich will lieber, daſs zehn minder Bedürftige der Unterstützung theilhaft „werden, als daſs ein Nothleidender derselben entbehre."

Heil dem Fürsten, der so regierte, sein Name glänze durch ferne Zeiten! —

In allen Zweigen der Verwaltung war eine rege Thätigkeit entstanden, und selbst die unvermeidlichen Unruhen des baierischen Erbfolgekriegs 1778, an welchen Sachsen zu Behauptung seiner gemäfsigten Ansichten, seiner Rechte und Ehre Theil nehmen mufste, konnte die friedlichen Bemühungen Friedrich Augusts für das Wohl seines Landes nicht aufhalten. Wie sehr Oestreich die in damaliger Zeit sich ausbildende Arrondirungspolitik annehmbar fand, war schon bei der ersten Theilung Polens, wo es Galizien und Lodomirien erwarb, hervorleuchtend gewesen, und jetzt gab der Tod des Churfürsten Maximilian Joseph von Baiern, (starb den 30. Decbr. 1777) dem sein kinderloser Vetter Karl Theodor von der Pfalz im bairischen Staate folgte, Joseph II. Veranlassung zu dem Plan, Baiern mit Oestreich zu verbinden. Der Churfürst von der Pfalz war auch bereits zu einem Cessionsvertrage verleitet, und Niederbaiern von östreichischen Truppen besetzt worden. Zur Rechtfertigung seines Benehmens suchte der Kaiser Joseph sehr unhaltbare, auf eine im Jahre 1426 vom Kaiser Sigismund ertheilte Belehnung von Niederbaiern gegründete Ansprüche hervor. Die Anwartschaft des Churfürsten von Sachsen hingegen, die Allodial-Erbschaft betreffend, basirte sich darauf: dafs ihm seine Mutter Maria Antonie, die einzige Schwester des verstorbenen Churfürsten von Baiern, ihr Erbrecht am 1. Mai 1776 förmlich abgetreten hatte. Es wurde auch zur Behauptung dieser Rechte der Geheimerath Freiherr v. Zehmen im Januar 1778 mit allen Vollmachten versehen, nach München gesandt; fand aber am dortigen Hofe so viel Widerspruch und bedeutende Hindernisse, dafs er nichts weiter unternehmen konnte, sondern sich damit begnügen mufste, im Namen seines Herrn eine feierliche Protestation einzulegen. Oestreich erklärte nach langem Zögern und vielfachen Verhandlungen, dafs es ältere Ansprüche habe, und Sachsen ihm nachstehen müsse.

Nachdem sich sonach alle friedliche Auseinandersetzungen zerschlagen hatten, und das Ultimatum Oestreichs gewissermafsen als Kriegserklärung anzusehen war, schlofs sich Sachsen an Preufsen an, welches im Begriff stand, die Ansprüche des präsumtiven Erben der Pfalz, des Herzogs von Zweibrücken, mit gewaffneter Hand zu unterstützen, und eine vereinigte preufs. sächs. Armee drang unter Anführung des Prinzen Heinrich von Preussen am 28. Iuni 1778 in Böhmen ein, während Friedrich II. aus Schlesien hervordrang. Doch die kaiserliche Armee stand bei Jaromirz im königingrätzer Kreise fest verschanzt, und Laudon vermied sorgfältig eine offne Schlacht, so dafs es nur zu einigen unbedeutenden Plänkeleien kam. Die Unthätigkeit Frankreichs für Oestreich, und die zu vermuthende thätige Theilnahme Rufslands, welches die Operationen Preufsens mit 60,000 Mann zu unter-

stützen gesonnen war, stellten das Gleichgewicht wieder her, und der Friede zu Teschen endigte am 13. Mai 1779 diesen kurzen Krieg. Der Churfürst von der Pfalz gelangte nach Abtretung des Innviertels an Oestreich, zum ruhigen Besitz Baierns; Sachsen erhielt für seine Ansprüche auf die bairische Allodial-Erbschaft sechs Millionen Gulden in 24 halbjährigen Zahlungsterminen, die der König nicht zu seinem Privatvermögen zog, sondern sie zum allgemeinen Besten des Landes verwenden liefs, so wie er auch den Ständen eine Urkunde, welche diese ihm übergeben hatten, um während dieses Kriegs nöthigenfalls eine Million Thaler aufnehmen zu können, unbenutzt zurückgab. Ein neuer kräftiger Beweis seiner strengen Rechtlichkeit, und der praktisch nützlichen Art der Verwaltung des Landes, besonders der Finanzen.

Auch wurden in diesem Frieden die frühern Zwistigkeiten Sachsens mit den Grafen und Fürsten von Schönburg beigelegt, und die Lehnsrechte über die schönburgischen Herrschaften aufs neue förmlich bestätiget und anerkannt.

Am 31. März 1780 starb die Gräflich-Mannsfeld-Bornstedtsche Linie aus, und der Theil der Grafschaft, welcher zur Tilgung der bedeutenden Schulden dieses Hauses seit mehr denn 200 Jahren als Lehn von Sachsen verwaltet worden war, fiel ganz an dasselbe zurück, worauf das Consistorium zu Eisleben aufgehoben, und die geistlichen Angelegenheiten des Landes dem Consistorium zu Leipzig übertragen wurden.

Aufser dem Mannsfeldschen Lehen, fiel auch dem Churfürsten einige Zeit später, im Jahre 1793, nach dem Absterben des fürstlich Anhalt-Zerbstischen Mannsstammes das Amt Walternienburg anheim, welches er aber mit ausdrücklichem Vorbehalt der Landeshoheit, und aller daran hängenden Rechte, vermöge eines Recesses vom Jahr 1796, den sämmtlichen Fürsten von Anhalt als ein neues Mannlehngut verlieh.

Kaiser Joseph II. versuchte nach dem Tod seiner Mutter Maria Theresia im Jahr 1785 noch einmal ganz Baiern, gegen Ueberlassung des gröfsten Theils der österreichischen Niederlande an den Churfürsten von der Pfalz, zu vertauschen, allein Friedrich II., dem diese Arrondirungspolitik am gefährlichsten werden konnte, errichtete, in Verbindung mit Sachsen und Hannover, am 23. Juli 1783 den deutschen Fürstenbund, wo sie sich, unter Anschliefsung mehrerer Reichsfürsten, zur Aufrechthaltung der deutschen Verfassung, der kaiserlichen Wahlkapitulation und der übrigen Reichsgesetze verbanden. Dieser Beitritt des Churfürsten, so ganz angemessen dem Interesse seines Landes, trug gewifs nicht wenig zur schnellern Bildung des Bundes bei, da selbst noch mehrere katholische Fürsten ihm beipflichteten, als sie die thätige Theilnahme sahen, die ein so rechtlicher Monarch daran nahm. „Diese Mafsregel," sagt Johannes von Müller in seiner Darstellung des

Fürstenbundes, „war der väterlichen Sorgfalt gemäfs, mit welcher die gegenwärtige Regierung die Wunden des Vaterlandes immer glücklich heilt. Sie war gleich gemäfs dem Interesse des Hauses und seines Volkes, dessen vielvermögende Stände in ihren (zum allgemeinen Besten geübten) Vorrechten ein Kleinod besitzen, dessen Verlust beim Untergang der Gesetze gewifs unersetzlich wäre."

Die rechtlichen Grundsätze und die ächtdeutschen Gesinnungen des Churfürsten von Sachsen fanden die allgemeinste Anerkennung in der zweimaligen Uebertragung des Reichsvicariats; das erste Mal nach dem Tode Josephs II. 1790, und das zweite Mal 1792, nach dem Ableben Leopold des II., wo er, oft mit Aufopferung und Hintenansetzung seines persönlichen Interesses, das allgemeine Wohl stets unverwandt im Auge behielt.

Das Zutrauen einer grofsen Nation bot ihm im Jahr 1791 eine Königskrone an. Die hochherzigen Polen hofften, in der neuen Constitution ihres Reichs, die entschwundene Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Vaterlandes wieder zu finden, und eine Krone, welche der Urgrofsvater und Grofsvater des Churfürsten nicht ohne Widerspruch erhalten, nicht ohne Kämpfe behauptet hatte, sollte jetzt ohne sein Zuthun, einzig wegen seiner persönlichen Verdienste sein Haupt schmükken und sogar in seiner weiblichen Dynastie forterben. So glänzend aber auch beim ersten Anblick die Aussichten waren, die sich hier dem Churfürsten darboten, so erschien doch die Regentenweisheit Friedrich Augusts in einem glänzendern Lichte, da er die Königskrone ablehnte. Er erkannte die schwierige Stellung Polens, zwischen drei mächtigen Nachbarn, welche schon bei der ersten Theilung desselben ihr Verhältnifs zu diesem Reiche nach politischen Ansichten bestimmt hatten. Die ausgebrochene französische Revolution, die Entfremdung Preufsens und Oestreichs wegen der Türkei, und die muthmafslichen Absichten Rufslands, was sich auch bald darauf als richtig bewährte, alle diese Gründe bewogen den Churfürsten, eine Krone auszuschlagen, die seine Staaten grofser Gefahr aussetzen konnte und für ihn nur als Mittel, seine Wohlthaten auch über ein andres Volk zu verbreiten, Werth haben konnten.

Ruhig und geräuschlos schritten die Verbesserungen des Landes und der Verwaltung immer vorwärts. Im Jahr 1787 führte der Churfürst eine zweckmäfsige Brand-Assekuranz-Ordnung ein; organisirte 1788 das Appellationsgericht neu; ein General-Kriegs-Collegium wurde 1789 errichtet. Da alle höhere Bildung nur durch die Volksbildung allein dauernd begründet werden kann, betrieb der Churfürst eifrig die Errichtung besserer, zeitgemäfserer Stadt- und Landschulen, woran der Mangel zeither so fühlbar gewesen war, und bannte die Lauheit einzelner Ortschaften durch Belobungen und Prämien. Die eingeführten Lehrerseminarien unterstützten sehr zweckmäfsig, als Pflanzschulen guter Lehrer für höhere und niedere

dere Lehranstalten, und die Fürstenschulen Pforta, Grimma und Meifsen gewannen immer mehr und mehr durch nützliche Neuerungen und verbesserten Lehrplan.

Den inneren Handelsverkehr (der überhaupt unter ihm stets blühete, da immer nach dem grofsen, durch alle Zeiten bewährten Grundsatze: „dafs man den Handel ungehindert walten lassen müsse," verfahren wurde) erleichterte Friedrich August durch Anlegung neuer Landstrafsen und durch die Schiffbarmachung der Saale und Unstrut, welches grofse Werk nur durch die später sich mächtig drängenden Kriegsereignisse an der Vollendung verhindert wurde. Ein gleiches Loos traf die zur Bearbeitung eines neuen Gesetzbuches verordnete Gesetz-Commission.

Ungeachtet der vielfältigen Bemühungen des Churfürsten, die Streitigkeiten des deutschen Reichs mit der französischen Regierung friedlich beizulegen, ungeachtet der Ermahnung zur Mäfsigung und Vorsicht, mit prophetischem Gefühl die Leiden der künftigen Zeit andeutend, konnte er nicht verhindern, dafs bei der berühmten Zusammenkunft des Kaisers Leopold und des Königs Friedrich Wilhelm von Preufsen, auf dem Lustschlosse Pillnitz bei Dresden, am 27. Aug. 1791 Mafsregeln gegen Frankreich, zu Gunsten der verdrängten monarchischen Verfassung, ergriffen wurden. Da seine gemäfsigtern Ansichten nicht damit übereinstimmten, trat er dieser Vereinigung nicht selbstthätig bei, und erst im folgenden Jahre, als bei dem Einfalle der Franzosen in die östreichischen Niederlande und die Rheinländer, der Reichskrieg gegen dieselben erklärt ward, stellte er sein Contingent als Reichsfürst und nahm so nur, durch die Verhältnisse gedrungen, an diesem Kriege vier Jahre hindurch Antheil. Während der Anwesenheit Jourdans in Franken schlofs der Churfürst am 13. August 1796 für sich und im Namen des obersächsischen Kreises einen vortheilhaften Neutralitätsvertrag, und gab, zur Behauptung dieser Neutralität, seiner Armee eine zweckmäfsige Stellung an den südlichen Grenzen.

Die Erneuerung des Kriegs zwischen Oestreich und Frankreich vereitelte den Rastadter Kongrefs 1797 bis 99. Als Glied der dazu erwählten Reichsdeputation hatte der Churfürst daselbst Alles abzuwenden gesucht, was der Sicherheit und Selbstständigkeit des Reichs entgegen war. Gleichen ächt deutschen Sinn und seltene Uneigennützigkeit zeigte er nach dem Abschlufs des Lüneviller Friedens bei dem, zu Regensburg in den Jahren 1802 und 1803 wegen Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich eingeleiteten, Entschädigungsgeschäft, zu dem er ebenfalls, nebst sieben andern Reichsfürsten, erwählt wurde. Die strengste Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigungsmasse, die wohlthätigste Fürsorge für diejenigen Personen, welche unverschuldet genöthigt waren, ihre constitutionelle Existenz aufzuopfern, und die möglichste Verschonung bestehender Verfassungen und wohlerworbener Rechte der Unterthanen waren dabei sein vorzüg-

lichstes Augenmerk, und erwarben ihm den Beifall und die Zufriedenheit aller Betheiligten.

Bis zu dem Jahre 1805 genofs nun Sachsen Ruhe und Friede. Mannigfache Einrichtungen und Verbesserungen beurkunden die fortgesetzte Fürsorge eines weisen und liebenden Vaters. Für die Künste und Wissenschaften war die Ueberlassung des japanischen Palais in Dresden, an die Bibliothek und die Antikensammlung, so wie 1792 der Ankauf der Mengs'schen Gipsabgüsse und die Vermehrung der so vortrefflichen Gemälde-Gallerie ein bedeutender Gewinn. Als Kenner und Verehrer der Musik, gedieh unter ihm die Kapelle zu ausgezeichneter Kunsthöhe und die Gründung mancher noch fehlenden Institute an beiden Universitäten, Wittenberg und Leipzig, die Stiftung der Sternwarte, des chemischen Laboratoriums, des Klinikums, des philologischen Seminariums, und später, wie bereits früher in Wittenberg, des Hebammeninstitutes, verschafften diesen eine noch vielseitigere und gemeinnützigere Bildungsthätigkeit. Zur zweckmäfsigen Vorbereitung des jungen Adels zum Militärdienst, erhielt die Ritterakademie eine erweiterte und den Bedürfnissen der Zeit angemessene Einrichtung. Um die arbeitsscheu herumstreifenden Bettler und Vagabunden auf eine, für sich und dem gemeinen Wohl erspriefsliche, Weise zu beschäftigen, wurde 1803 ein Arbeitshaus zu Colditz errichtet.

Die schreckliche Ueberschwemmung und Theuerung in den Jahren 1804 und 1805 erfüllten sein väterliches Herz mit Wehmuth, und rasch, mit richtiger Einsicht, half er den Bedrängten; denn doppelt giebt, wer bald giebt. Durch Errichtung von Magazinen, Erlassen und Erleichterungen der Abgaben, durch nährende Beschäftigung, die man der ärmern Volksklasse durch Ausbesserung schlechter Strafsen verschaffte, wurde das Elend nach Kräften gemindert. Aber auch aufserdem war die Wohlthätigkeit des Churfürsten unbegrenzt, denn nach amtlichen Berichten betrug die landesherrliche Unterstützung, die nur allein dem erzgebirgischen Kreis, den wiederum das schrecklichste Elend betroffen hatte, verabfolgt wurde, 22,150 Thlr. baares Geld, 19,522 Scheffel Korn und 4810 Centner Mehl. Rechnet man den Scheffel Korn, nach dem, für damalige Zeit, mäfsigen Mittelpreis von 4 Thlr., so macht dies 78,088 Thlr., und den Centner Mehl zu 3 Thlr., giebt 14,430 Thlr. Mithin beträgt die ganze Summe der, im Jahre 1805 dem erzgebirgischen Kreise gereichten Unterstützungen 114,668 Thlr., wobei aber die Beiträge der öffentlichen Cassen und Magazine nicht mitgerechnet sind. Dieses Alles geschah mit solcher Stille und gänzlicher Vermeidung des Wortgepränges, dafs im Jahre 1814, wo es leider an der Tagesordnung war, die Regententugenden des würdigsten der Fürsten zu verunglimpfen, der damalige Königl. Sächsische Vice-Obersteuer-Director Wilhelm von Nostitz-Drzewiecky sich veran-

lafst sah, diese Privatunterstützungen des edlen Friedrich Augusts als kräftige, augenscheinliche Widerlegung, zur öffentlichen Kunde zu bringen, wo wohl mancher Sachse mit dankbarem Herzen zum ersten Male die Edelthaten seines wackern Fürsten las. — Von dem besten Staate und von dem besten Menschen, wird man am wenigsten reden, denn nicht der ruhige Bach, nur der brausende Strom erregt Aufmerksamkeit.

Als im Jahre 1805 sich der Kampf zwischen Frankreich und Oestreich erneuerte, blieb der Churfürt neutral, und liefs nur, da die preufsischen Truppen durch Sachsen zogen, ein Corps von 1500 Mann an der Grenze zusammenziehen.

So rückte denn die Katastrophe immer näher, die den Einsturz des alten morschen Reichsgebäudes zur Folge hatte. Napoleon stiftete am 12. Juli 1806 unter seinem Protectorat den Rheinbund, wodurch sich mehrere Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands vom deutschen Reiche gänzlich lossagten, und in Verbindung mit Napoleon am 1. August dem Reichstage eine Erklärung übergaben, nach welcher sie die deutsche Reichsverfassung als aufgelöst betrachteten. Sechs Tage darauf leistete Kaiser Franz II. feierlich auf die deutsche Kaiserkrone Verzicht. Obgleich nun dadurch das Recht der Chur erloschen war, behielt doch Friedrich August diese Würde bei und schlofs sich an Preufsen an, welches er, treu den geschwornen Eiden, in den Zeiten der Gefahr nicht verlassen wollte, und die alten legitimen Rechte so lange als möglich zu vertheidigen suchte. Er liefs daher, im September 1806, 22,000 Mann zu den Preufsen stofsen, die sich nach Thüringen zogen, um die vordringenden Feinde zu erwarten, weshalb auch der französische Gesandte Durand, Dresden verliefs, ohne Abschied zu nehmen. Aber Napoleon hatte bereits mit seiner gewöhnlichen Energie gehandelt, und die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt entschied über die Länder der Saale, Elbe und Oder. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit öffneten sich die Thore der Preufsischen Festungen dem Sieger. Die bedeutendsten Heeresabtheilungen capitulirten. — Diese allgemeine Auflösung bewog den Churfürsten, die Unterhandlungen mit Napoleon wieder anzuknüpfen, der schon dadurch seine friedlichen Gesinnungen gegen Sachsen an den Tag gelegt hatte, dafs er vor der Schlacht bei Jena, am 10. October, von Ebersdorf aus, eine Proclamation erliefs, worin er die Selbstständigkeit des sächsischen Staates und die Unabhängigkeit der Nation anerkannte, und auch ferner dadurch, dafs er 6000 Mann gefangener Sachsen nach der Schlacht bei Jena entliefs, und den versprengten sächsischen Truppen ebenfalls erlaubte, in ihre Heimath zurückzukehren, wobei jedoch die Cavallerie ihre Pferde den Franzosen überlassen, und der General-Lieutenant Niesemeuschel und 121 Offiziere am 15. Oct. 1806 zu Jena eine Erklärung unterzeichnen mufsten, nicht mehr gegen Frankreich zu dienen. So wurde denn am 17. October durch den Grosherzog von

Berg, Murat, als Bevollmächtigten Napoleons, die Neutralität der sächsischen Lande proclamirt, nachdem schon zuvor Napoleon zwei gefangene sächsische Stabsoffiziere, v. Funk und Thielemann, an den Churfürsten gesendet, welcher darauf die Abreise nach Prag unterliefs.

Zur leichtern Erhebung der ausgeschriebenen Contributionen von 27,352,144 Franken oder 7,053,551 Thlr. wurde das Land in vier Arrondissements, Naumburg, Leipzig, Dresden und Wittenberg getheilt, und Friedrich August suchte dem bedrängten Lande auf jede Weise zu Hülfe zu kommen, indem er nicht allein ein Drittel der Contribution sogleich durch Vorschufs deckte, sondern auch den Friedensabschlufs möglichst zu beschleunigen suchte, welcher auch am 11. December 1806 zu Posen erfolgte, unter Bevollmächtigung des General Duroc und Oberkammerherrn Grafen von Bose.

In diesem Frieden trat der Churfürst, mit Annahme des königlichen Titels und der Souveränität, dem Rheinbunde bei, übernahm alle in der Confôderations-Acte vom 12. Juli 1806 enthaltenen Rechte und Verbindlichkeiten der Mitglieder dieses Bundes, und erhielt seinen Sitz in dem Collegium und der Reihe der Könige, nach der Ordnung der Einführung. Die zu stellenden Truppen waren auf 20,000 Mann bestimmt, doch sollten zur Fortsetzung des Kriegs gegen Preufsen und Rufsland nur 6000 Mann gestellt werden, die auch bereits den 8. Januar 1807 zur Belagerung nach Danzig aufbrachen, und durch die dabei bewiesene Tapferkeit viel zu der baldigen Capitulation des Platzes (den 24. Mai 1807) beitrugen. Es erhielt der König von Sachsen den, von Preufsen abzutretenden, Cottbusser Kreis, wogegen er zur Verfügung Napoleons einen Theil Thüringens von gleichem Verhältnifs und Bevölkerung stellen sollte, was in der Folge in die Abtretung von Barby, Gomern und einen Theil des sächsischen Antheils der Grafschaft Mannsfeld an das neu gestiftete Königreich Westphalen verändert ward. Ferner bestimmte auch dieser Friedensschlufs die Gleichstellung der Katholiken mit den Lutheranern in allen kirchlichen, bürgerlichen und politischen Rechten, da zeither die katholische Parthei, obgleich der Landesherr sich zu derselben bekennt, noch vielen Einschränkungen unterworfen war. Späterhin wurde auch den Reformirten eine förmliche Gleichstellung mit den Rechten dieser beiden Confessionen durch ein Patent vom 15. März 1811 bewilliget. —

Die Ausrufung des geliebten Churfürsten zum König erfolgte am 20. December 1806 in Dresden mit grofser Feierlichkeit: Nachmittags drei Uhr verkündete ein Herold unter Kanonendonner auf dem Schlofshofe durch eine kurze Proclamation, dafs Se. Churfürstliche Durchlaucht die Würde eines Königs von Sachsen angenommen habe. Der Herold, auf einer Falbe reitend, die ein rothsammetner, altdeutscher Sattel, mit reichgestickter Decke, goldne Steigbügel und ein

Zaum mit hohen weifsen Straufsfedern zierten, war in altdeutsche Tracht gekleidet. Ein schwarzsammetnes Habit, welches im Jahre 1696 unter August II. bei ähnlicher Gelegenheit gebraucht worden, ein zimmetbrauner, dreifach mit Gold gestickter Mantel, ein schwarzsammetnes Baret mit schwarzen Straufsfedern, weifsseidne Strümpfe, rauchlederne Schuhe mit rothen Schleifen und Absätzen, und der mit der königlichen Krone gezierte goldne Heroldsstab, gaben ihm ein imposantes Ansehn. Zwei Hofbedienten führten das Pferd an vergoldeten Zügeln, zwei andere gingen darneben und sechs Hofbedienten folgten zu Pferde. Voraus acht Hoftrompeter, in deren Mitte der Hofpauker, dessen Pferd von einem Hofbedienten geführt wurde. An den silbernen Pauken prangte das königliche Wappen. Den Zug begannen und beschlossen zwei halbe Escadrons der königlichen Garde du Corps.

Aufser dem Schlofshofe wurde noch auf sechs Plätzen der Stadt dieser Ausruf wiederholt. Den andern Tag war nach dem *Te Deum* grofse Parade und Familientafel. Abends war die ganze Stadt, sämmtliche Vorstädte nebst der Neustadt und Friedrichsstadt festlich erleuchtet, und dies mit einer Pracht, die nicht allein damals durch die Seltenheit des Schauspiels Aufsehn erregte, sondern auch von keiner spätern Erleuchtung überboten werden konnte. Als der König mit den Seinen in den spätern Abendstunden durch die Strafsen der Stadt fuhr, strömten in freudiger Hast eine Menge Menschen vor und neben dem Wagen her, und lautes herzliches Vivatrufen begleitete ihn ununterbrochen. Der gute Geist des Volkes zeigte sich in der musterhaftesten Ordnung, und nicht die kleinste Störung war sichtbar, obgleich in den Abendstunden noch würtembergische Truppen auf ihrem Marsche in die Stadt eintrafen.

Der Friede selbst war nun geschlossen, und des treusten Fürsten erste Sorge war, die Lasten seiner Unterthanen zu mindern und durch gleichförmige Vertheilung erträglich zu machen. Der zum Glück rasch wie ein Sturmwind dahin rauschende Krieg, die drückenden Handelsverhältnisse, vorzüglich das gänzliche Wegfallen des Zwischenhandels, hatten die Lasten gegen das Einkommen unverhältnifsmäfsig gesteigert. Um nicht durch noch mehr Abgaben die Bürger des Landes zu drücken, benutzte er den selbst in dieser traurigen Zeit unerschütterlichen Credit des Landes, die in Umlauf befindlichen Cassenbillets um 1½ Million, also auf die Summe von 3 Millionen zu erhöhen, und vermochte die Stände zu einer Anleihe von 4 Millionen Thalern, so wie die Ritterschaft zu einem Donativ von 400,000 Thalern. Durchdrungen von der Rechtlichkeit, die ihn stets beseelte, erklärte er von freien Stücken, dafs nur der Drang der Umstände, nicht Ehrgeiz oder Streben nach unbeschränkter Gewalt, ihn zur Annahme der Königswürde vermocht, und dafs weder die erlangte völlige Souveränität, noch die der katholi-

schen Kirche eingeräumten gleichen Rechte, irgend einem seiner Unterthanen oder den Rechten der Augsburgischen Confession und der Verfassung des Landes nachtheilig werden sollten. Und er hat auch gehalten, was er versprach. Er ist nie der Glaubensfreiheit seines Volkes zu nahe getreten; daher waren ihm auch die Herzen aller seiner Unterthanen innig zugethan, selbst die schlimmste Zeit der Verläumdung kettete sie nur um so fester an ihn, der sie väterlich liebte, und es ist eine der schönsten Perlen seiner Krone, daſs die Gerechtsamen der Protestanten im Herzen und Gesinnungen des Königs eine stärkere Sicherheit fanden, als in den frühern Reversalien und Versicherungen. Die Stände seines Landes blieben in Thätigkeit und in dem Besitz ihrer Macht, wodurch Sachsens constitutionelles Verhältniſs längst begründet war, als andre Völker nur erst den Wunsch darnach laut werden lieſsen.

Ein drückendes Verhältniſs, welches der edle König oft schmerzlich empfand, bestand in der gezwungenen Stellung, welche er gegen Preuſsen, einen deutschen Nachbarstaat und langjährigen Alliirten, nehmen muſste, dessen Spannung noch vermehrt wurde, als im Jahr 1807 dem König von Sachsen, ohne sein Vorwissen, jedoch mit Zustimmung aller dabei betheiligten Mächte die Regierung eines aus den, durch den Tilsiter Frieden von Preuſsen abgetretenen, Besitzungen gebildeten Herzogthums Warschau, übertragen wurde.

Mit schonender Hand suchte er die Härten des Bajonner Vertrags zu mildern, und obgleich ihm von französischer Seite die Freiheit des Handelns oft geschmälert wurde, so that er mehr, als seine Schuldigkeit, um ein Land zu beglücken, das ihm, ausgesogen und gänzlich verarmt, nie wesentlichen Gewinn, wohl aber Schaden brachte, und bei dem rechtlichsten Eifer, ihm mit Verkennung seiner guten Absichten und Verläumdungen gelohnt wurde. Preuſsen hatte nämlich durch den Frieden von Tilsit alle seine Forderungen im Herzogthume Warschau, mit Ausnahme derer, welche preuſsischen Unterthanen, und Anstalten als Privatpersonen gehörten, an Frankreich abgetreten, wozu Frankreich hauptsächlich die im Herzogthume Warschau angelegten Kapitale der Berliner Bank und der Seehandlungscompagnie rechnete, und ungerechter Weise in den aufgenommenen Etat auch alle die Darlehne gebracht hatte, welche zwar auf den Namen von Privatpersonen oder Anstalten standen, aber durch die Bank selbst (die man deshalb als eigentliche Darleiherin ansahe) im Herzogthume verliehen worden waren.

Um seine neuen Unterthanen von der Strenge zu befreien, mit der das französische Gouvernement unstreitig verfahren seyn würde, vermittelte er die Ueberlassung dieser Forderungen Frankreichs an die Warschauer Staatscassen. Die strenge Rechtlichkeit des Königs, welcher die ungerechte Verfahrungsart des französischen Schatzministeriums anfänglich schon bemerkt hatte, ohne ihr steuern zu können,

befahl nunmehr dem Warschauer Staatsrathe, die Reclamationen der Privatpersonen gegen diese Beschlagnehmung zu beachten, und diejenigen Kapitalien sofort frei zu lassen, wo das Privateigenthum nachgewiesen wurde. Es wurden ferner die im Herzogthume angelegten Kapitalien der Berliner Wittwencasse und verschiedener anderer öffentlichen Institute wieder frei gegeben, und allen einzelnen Schuldnern die gröfste Nachsicht bewiesen, obgleich sich der Warschauer Staatsschatz, wegen der an Frankreich zu leistenden terminlichen Abzahlungen oft in der dringendsten Verlegenheit befand, welche der König durch Vorschüsse aus der Warschauer Domainencasse, welche sich zuletzt über 2,900,000 Gulden beliefen, und durch Ueberlassung der ihm nach der Constitution gebührenden baaren Kroneinkünfte, an 3½ Millionen Thaler, abhalf, und wovon er nie einen Thaler wieder erhalten hat. So suchte er mit eigener Aufopferung fremdes Unglück zu mildern, und konnte doch in den Tagen des eignen Unglücks der Verläumdung, und der Mifsdeutung dieser Schritte nicht entgehen; obschon es bekannt genug ist, dafs die von ihm früher vorgeschlagene gütliche Beilegung dieser Differenzen von Frankreich nicht genehmigt wurde; allein es ist der Fluch der Könige, auch da oft in den Augen der Menge verantwortlich zu erscheinen, wo es selbst der königlichen Gewalt unmöglich war, fremde Eigenmächtigkeit so schnell zu entkräften, als Mitleid gegen die darunter Leidenden es wünschenswerth machte.

Napoleon besuchte nach Abschlufs des Tilsiter Friedens den König in Dresden, und wufste hier durch ein ehrendes, einnehmendes Betragen gegen denselben und die Ehrfurcht, die er ihm vermöge des Alters und der geheimen innern Gewalt, die der Rechtliche, sich selbst unbewufst, überall ausübt, stets bewies und die sich sogar bis zur Aufmerksamkeit auf die äufsere Form erstreckte, indem er ihn, statt der gewöhnlichen Anrede der Herrscher untereinander, stets mit dem die gröfste Achtung bezeichnenden „*mon père*" begrüfste, den Grund zu der persönlichen, auf gegenseitige Anerkennung des Verdienstes basirten Freundschaft zu legen, welche sich in allen Verhältnissen dieses grofsen Mannes erhielt. Die hauptsächliche Absicht dieser Zusammenkunft, war die Begründung der Verfassung des Herzogthums Warschau, wobei freilich manche menschenfreundliche Absicht zum Besten seiner neuen Unterthanen durch den nicht zu beseitigenden französischen Einflufs verloren ging. Zum Andenken dieses Besuchs, stiftete der König den Hausorden der Rautenkrone. Nach der im September erfolgten Besitznahme des Cottbusser Kreises, reiste er am 11. November nach Warschau, wo man ihn mit einem Enthusiasmus empfing, der die fortdauernde Anhänglichkeit der Polen an einen Fürsten bewies, dem sie schon früher aus eigenem Antrieb und in der Anerkennung seines Werthes, die Krone angeboten hatten. Er verweilte, beschäftigt mit der nothwendigsten Einrichtung der Staatsverwaltung, bis Ende December daselbst,

die gröfsern Anordnungen auf die Eröffnung eines Reichstages verweisend, und schied, begleitet von den Segenswünschen und der Liebe eines braven Volks.

Oestreichs vergeblicher Versuch, den alten Glanz und Ruhm zu retten, führte 1809 die sächsischen Krieger, unter dem Marschall Prinzen von Pontecorvo, an die Ufer der Donau, und sie bewährten von neuem den Ruf der sächsischen Tapferkeit auf Wagrams blutigen Feldern. Sachsen, nur durch sehr geringe Streitkräfte geschützt, war den Streifzügen eines östreichischen Corps gänzlich preis gegeben, welches durch ausgestreute Proclamationen einen Aufstand zu erregen suchte. Man hatte dabei sehr stark auf Englands und Spaniens Anstrengungen gerechnet, und wäre das Vertrauen auf Oestreichs Waffenglück nicht so schnell gesunken, so hätte die Lage Napoleons gefährlich werden können; allein seine Energie und sein Feldherrn-Talent vereitelten die, in Sachsen ohnedem kein Gehör findenden Versuche. Der König war bei dem Ausbruch des Kriegs, um sich persönlich zu sichern, anfangs nach Leipzig, Naumburg, und von da am 13. Juni nach Frankfurt am Main gegangen, und wurde bei seiner Rückkehr am 9. August mit unnennbarem Jubel in Leipzig und Dresden empfangen. Er war seinem Volke ein Unterpfand des Friedens, der auch, wie man nach der Schlacht von Wagram und den daraus entstandenen Folgen, voraus sehen konnte, am 14. October 1809 zu Wien erfolgte, wodurch das Grofsherzogthum Warschau, durch West- und Neu-Galizien, einen Bezirk um die Stadt Krakau und den zamosker Kreis in Ost-Galizien vergröfsert wurde, und die in der Lausitz liegenden östreichischen Enclaven an Sachsen fielen.

Frieden und Ruhe war es nun zwar wieder, aber die fortdauernd bewegte Zeit erheischte grofse Opfer. Die Gewissenhaftigkeit des Königs, das Ansehn, das derselbe bei Napoleon genofs, sicherten Sachsen wohl vor der Organisation und Gesetzgebung nach französischen Mustern; allein die Lasten des eben bestandenen Kriegs, und die in der fortschreitenden Zeit bedingte Erneuerung der Armee, so wie die kostspielige Befestigung der neuen Elbfestung Torgau, wozu über 5 Millionen bestimmt werden mufsten, erschöpften selbst bei einer möglichst gleichen Vertheilung der Lasten, die Kräfte der Unterthanen, da ohnedem dem Handel bisher unbekannte Fesseln geschmiedet wurden.

Napoleons Entzweck aller seiner Kriege, die Demüthigung und Vernichtung Englands und dessen Macht, vermochten ihn zu einer Mafsregel, deren Richtigkeit im Ganzen nicht zu bestreiten war, die aber für den Augenblick der Ausführung das Glück und den Wohlstand so vieler Tausende zerstören mufste. Das Continentalsystem hätte den Zweck, Englands Handelsmacht zu brechen, unfehlbar erreicht; indefs die Idee war zu grofsartig, um in der einzelnen Ausführung gelingen zu können, und auch nicht in der höchsten Strenge anwendbar, da sonst der gänz-

gänzliche Ruin von Millionen Menschen die unausbleibliche Folge gewesen wäre. So hätte die strenge Ausführung der Maaſsregel, wodurch ein Impost von 50 Proc. auf die westindische Baumwolle gelegt wurde, den Untergang aller Webereien und Spinnereien im sächsischen Voigtlande nach sich gezogen und 400,000 Menschen im ärmsten Theile des Landes zu Bettlern gemacht. Eine Deputation aus Mitweida erklärte dies in einer Audienz am 24. October, dem gewiſs schon davon überzeugten König offen und frei, der durch seine persönliche Anwesenheit in Paris gewiſs viel dazu beigetragen hatte, daſs alle diese strengen Maaſsregeln in Sachsen, als dem Stapellande des englischen Handels, mehr befohlen als ausgeführt wurden, und die Leichtigkeit mit der die französischen Consuln und Agenten, nachdem der erste Sturm vorüber war, Certificate aller Art ausstellten, brachte die sächsischen Fabriken auf den höchsten Gipfel der Betriebsamkeit, und gab dem Groſshandel in Coloniewaaren einen Schwung, der später nie wieder erreicht wurde. So wuſste der Fürst mit treuer Umsicht auch den schlimmsten Unfällen, wenn sie nicht gänzlich abzuwenden waren, doch noch eine, für sein Land günstige Wendung zu geben.

Die wachsenden Staatsausgaben erforderten die Erhöhung der Cassenbillets bis zur Summe von 4 Millionen, und auf dem 1811 eröffneten Landtage, dem letzten des alten Sachsens, wurden von den Ständen beinah 30 Millionen Thlr. für die nächsten 6 Jahre bewilligt, um den übernommenen Verbindlichkeiten und den von Frankreich fort und fort verlangten Opfern gewachsen zu seyn, und eine neue Anleihe von 6 Millionen durch das Haus Reichenbach und Compagnie negozirt, war besonders bestimmt diese Lasten zu decken. Der Rest sollte durch eine gleichmäſsige Vertheilung von allen Ständen getragen und aufgebracht werden, was viele und heftige Debatten über die Steuerfreiheit der Rittergüter herbeiführte, zu denen noch die, über die so wünschenswerthe Vereinigung aller Provinzen zu einem Ganzen kam.

Der milde Fürst, statt im Geiste der Souveränität den Knoten zu zerhauen, befahl die Zusammentretung von Deputirten nach beendigtem Landtage, um hier ungestört, mit genauer Erwägung der gegenseitigen Rechte, ein zeitgemäſses Resultat zu fassen. Doch der Sturm der Zeiten lieſs diesen Befehl nicht zur Ausführung kommen, und die nie geahnete Zukunft Sachsens zerstörte auch diese Blüthe der innern Vollendung. Ein rührender Beweis der väterlichen Fürsorge für Alles, was seinen Unterthanen wahrhaften Nutzen verschafft, war die Urkunde, die der König bei diesem Landtage übergab, worin er die ganzen Einkünfte von den Balleien Liebstädt und Zwetzen, jährlich 16000 Rthlr., den drei Fürstenschulen und den beiden Landesuniversitäten auf ewige Zeiten anwies, so wie er früher das philologische Seminarium in Leipzig zum königl. Seminarium erhoben und mit

Stipendien begnadigt hatte, und der Universität Leipzig bei ihrer Jubelfeier Zeichen der grösten fortdauernden Huld gab, die bewiesen, wie sehr wahre Gelehrsamkeit sich seines Schutzes erfreuen durfte, da er selbst einer der gebildetsten und gelehrtesten Fürsten seiner Zeit war. —

Oestreich war besiegt, und das feste Band, welches Napoleon nach Auflösung seiner Verbindung mit der Kaiserin Josephine, durch die Ehe mit der Erzherzogin Maria Luise an das alte ehrwürdige Haus Oestreich knüpfte, schien den Frieden von dieser Seite dauernd befestigt zu haben. Um so offner und rascher trat Napoleon nun gegen Rufsland auf, welches, allen eigenmächtigen Maasregeln Frankreichs ausweichend, das Continentalsystem nur zum Schein ausübte, und englischen Schiffen mit fremder Flagge in seinen Häfen einzulaufen erlaubte, und so, wenn gleich auf Umwegen, ganz Deutschland mit englischen Waaren versorgte. Auf halbem Wege stehen zu bleiben, war nie die Sache dieses kraftvollen Mannes, am wenigesten in dieser Periode seiner vollsten Kraft: Europa sah eine furchtbare Kriegermasse unter seinen Befehlen sich vereinigen; ausgerüstet mit Allem, was ein so grofser Kampf erforderte und Tausende auf Tausende drängten sich durch Sachsens erschöpfte Fluren dem rauhen Norden zu. In Dresden versammelten sich alle Fürsten Deutschlands, dem Heroen seines Jahrhunderts das gezwungne Wort zur Unterstützung seiner hochfliegenden Pläne zu geben, heimlich entschlossen, es nicht länger zn halten, als die Noth es erfordere. In der Schule des Unglücks fing die herrlichste Frucht, die Eintracht, an zu reifen; diese zweite grofse Versammlung, wo über das Schicksal eines Welttheils entschieden werden sollte, ward der Keim noch gröfserer Thaten. Der wackre brave Sinn des Königs bemühte sich hier vorzüglich, einen Fürsten mit der schonendsten Aufmerksamkeit zu behandeln, der, nach den verhängnifsvollen Tagen von Jena und Austerlitz, die Schwere des feindlichsten Geschicks am drückendsten empfunden hatte, und den ein unabänderliches Verhängnifs die bittersten Tropfen des Leidenskelchs hier leeren liefs, wo er mit einem mächtigen, gereizten, durch seine Siege verblendeten Gegner, in der freundlichsten Maske, über die drückendsten Bedingungen verhandeln mufste, um seiner Dynastie die Existenz zu sichern. Wer hätte eine solche Vergeltung, als unserm verehrten Fürsten zehn Monate nachher dafür zu Theil wurde, selbst unter Voraussetzung aller, bis dahin stattgefundener Umwälzungen, für menschlich denkbar gehalten? Würde Friedrich August der Gerechte wohl auch so gehandelt haben? —

Die Kräfte des Bürgers und Landmannes schwanden mit jedem Tage mehr und mehr; die Anforderungen an das ausgesogne Land dauerten fort, und wurden sogar noch dringender. Um diese Lasten zu erleichtern und gleichförmig zu vertheilen, wurden die sogenannten Peräquationssteuern erhoben, wodurch diejenigen

Orte, welche die Durchmärsche am meisten gelitten hatten, Unterstützung erhielten. Es geschah Alles, was zur Erleichterung der Bedrängten geschehen konnte; allein der beste Wille stand in keiner Uebereinstimmung mehr mit den zu Gebote stehenden Mitteln. Die Stunde des Unglücks hatte geschlagen und unaufhaltsam drängten und steigerten sich die Leiden. Sachsens Krieger verloren ohne Nutzen und Anerkennung bei Kobryn und an der Moskau die tapfersten ihrer Streiter, unterlagen dem Verrath und der Uebermacht bei Kalisch, und kehrten in geringer Anzahl mit wohlverdienten Lorbeern zum heimischen Herde zurück. Aber wie fanden sie ihn! Die traurigen Trümmer der grofsen Armee hatten Seuchen und ansteckende Krankheiten verbreitet und flohen unaufhaltsam dem Rheine zu, indem sie abermals den Weg durch das vor ihrem Hinmarsche bereits ausgesogene Sachsen genommen, und aufgelöst von allen Banden des Gehorsams, sich zum Theil die gröfsten Ausschweifungen im Lande des Bundesgenossen zu Schulden kommen liefsen. Dem unglücklichen Lande waren die gröfsten aller Leiden aufbewahrt, und mit Wehmuth und stillem Schmerz sah der Vater seines Volks, dafs Menschenmacht hier ohnmächtig sey und nur ein Gott helfen könne. Seine fortdauernden ruhmvollen Bemühungen, selbst bei diesen äufsern Drangsalen, die innere Organisation des Landes zu vervollkommnen, ging aus einem Mandat vom 9. July 1812 hervor, wonach die Einführung eines bessern Abgabesystems, einer neuen Grundabgabe, wozu die Felder nach der Tragbarkeit des Bodens abgeschätzt werden sollten, anbefohlen wurde. Dies Geschäft begann auch, bis ihm die Masse der sich drängenden Ereignisse im Jahre 1813 ein schnelles Ende machten. Auch ein Mandat über Censur und Bücherwesen erschien, und bekräftigte die weise Umsicht des Königs, der stets die Wissenschaften ermuthigend im Auge behielt.

Rasch drangen die Russen den fliehenden Heeresabtheilungen nach. Ein glühender Enthusiasmus ergriff das preufsische Volk. Die Schmach vergangener Jahre abzuwaschen, die Unabhängigkeit von fremdem Einflufs zu erringen, und frei und selbständig wieder dazustehen, beseelte jeden Einzelnen und schuf in kurzer Zeit bedeutende streitbare Massen. So standen zwei Mächte gerüstet, den Kolofs zu stürzen. Aber die übrigen Cabinette schwiegen, und selbst Englands Geld vermochte nicht die Entschlüsse zu beflügeln. Oesterreich, die entscheidende Macht, schwankte zwischen den Vortheilen der verwandschaftlichen Bande und dem Wunsche, wieder in Besitz der 1805 und 1809 verlornen Provinzen und zu einer gröfsern Selbstthätigkeit zu gelangen. Sachsen, durch seine Lage auf Oesterreichs politische Meinung hingewiesen, ging verloren durch dieses Zaudern, da es, als die kleinere Macht, keinen raschen Entschlufs zu fassen vermochte, da Napoleon mit stürmender Eile und grofsen Streitkräften energisch vorwärts ging, und ohne Oesterreichs Beitritt selbst die grofsen Anstrengungen Preufsens und die

Macht Rufslands immer noch keinen sichern Erfolg verbürgen konnten. In dieser kritischen Lage begab Friedrich August sich mit seiner Familie nach Plauen und als die Alliirten in Dresden einzogen, nach Regensburg und Prag. Die aufgestellten Beweggründe hinderten ihn, der Einladung Alexanders und des Königs von Preufsen zur Rückkehr zu folgen, aber er befahl von Plauen aus dem General Lecoq, die sächsischen Truppen von den französischen zu trennen, und mit ihnen Torgau zu besetzen, und diese Festung keiner der kriegführenden Partheien, ohne seinen besondern Befehl, zu öffnen. Es war dieses Benehmen für die unglückliche Lage seines Landes unstreitig das weiseste, und gab wohl gewifs genug zu verstehen, dafs, sobald Oesterreich sich entschieden habe, er diesem folgen werde. Aber Oesterreich schwieg! —

Die französischen Adler drangen vor; die Schlacht bei Lützen drängte die Russen und Preufsen zurück, Sachsen fiel wieder ganz in die Hände der Franzosen, und bei dem fortdauernden Schweigen Oesterreichs und dem Beharren der übrigen Mächte an Frankreichs Interesse, gezwungen von den Drohungen Napoleons, gab es menschlicher Ansicht nach kein andres Mittel, als das alte Verhältnifs wieder anzuknüpfen. Nur nach der Gegenwart kann man urtheilen, die Zukunft ist nicht in unsre Macht gegeben, und die Gegenwart sprach für den sich wieder erhebenden Sieger.

Napoleon, im Besitz des Landes, verlangte die Rückkehr des Königs und die Uebergabe der Festung Torgau, oder drohete, es als eroberte Provinz zu behandeln. Der König that das Klügste, was ihm zu thun möglich, er kam nach Dresden zurück und öffnete die Thore Torgaus dem General Reynier. Diefs war das Resultat des schnellen Ganges der Begebenheiten, denen selbst Oesterreich nicht vorzugreifen wagte. Der Ausgang der Schlacht bei Bautzen rechtfertigte diesen Schritt, und wie würde beim Ausdauern des Napoleonischen Glückssternes, die Weisheit und Fürsorge des braven Königs für sein Volk von denen gepriesen worden seyn, die den Rechtlichen zu verläumden wagten, als eine höhere Hand und die fast übermenschlichen Anstrengungen des preufsischen Volks, die Tage der Unabhängigkeit herbeiführten.

Wäre es nicht sehr wahrscheinlich gewesen, dafs, im Fall einer frühern Erklärung zu Gunsten Rufslands und Preufsens, Napoleon, bei den eröffneten Friedensunterhandlungen, um sich die ihm so nöthige Ruhe zu verschaffen und den Frieden herbeizuführen, das in Besitz genommene Land, als Strafe des Abfalls, eben der Macht aufgeopfert hätte, welche später einen Theil davon acquirirte?

Die persönliche Achtung, welche Napoleon stets für den König von Sachsen äufserte, sprach derselbe von neuem bei dessen Empfang in Dresden aus, wozu ihn nächstdem wohl auch der Wunsch vermochte, sich den Schein zu geben, als

führe er einen treuen Alliirten in seine Residenz zurück, für den er, wie für sich selbst, die Waffen zu führen wüſste, um dadurch den Fürsten des Rheinbundes Furcht einzuflöſsen und sie doch zugleich anhänglich zu erhalten. Jedoch lieſs er ihn, nach Ausgang der Schlacht von Leipzig nicht wieder aus den Augen; auch das Land selbst war, bis zu diesem Zeitpunkte und noch später hinaus, in der Gewalt französischer Truppen, so daſs dem Könige, bei der innern Uebereinstimmung mit dem Zweck der Alliirten, doch gänzlich die Kraft und der Wille benommen waren, sich thätig für denselben zu äuſsern.

Der Waffenstillstand vom 4. Jun. ging am 10. August zu Ende, nachdem beide Theile sich gerüstet und mit wahren und erheuchelten Friedensvorschlägen hingehalten hatten. Am 15. August erfolgte endlich Oesterreichs Kriegserklärung gegen Frankreich; für Sachsens Rettung freilich zu spät, da Friedrich August, in der Mitte französischer Truppen, seines freien Willens beraubt war. Die Schlachten von Grosbeeren und Dresden, die Niederlagen Macdonalds und Vandames waren ein Bild des wechselnden Kriegsglücks. Die Sachsen erkannten die miſsliche Lage ihres geliebten Fürsten, und so vielfältig auch die Anreizungen waren, Miſstrauen in die Herzen eines treuen Volkes zu streuen, so war doch die Liebe zum angebornen Fürstenstamme zu innig mit ihrem Leben verwebt, als daſs sie hätten im Glauben an die seit 40 Jahren so richtig leitende Hand irre werden können. Treue dem Fürsten und unwandelbares Ausharren in den Zeiten der Noth hat Preuſsen und Sachsen unter verschiedenen Verhältnissen gleich rühmlich bewährt und ihre Namen werden in der Geschichte ewig glänzen. Der Erfolg war nicht der sehnlich gehoffte, denn die Menschen sind Kinder der Gegenwart, und der Zukunft gebietet ein höherer Meister.

Bei Allen hatte die Ueberzeugung Wurzel gefaſst, daſs der verehrte Landesherr bei freier Wahl zum Interesse Deutschlands sich hinneigen würde, und diese Ueberzeugung war es wohl, die den Anführer einer sächsischen Truppenabtheilung veranlaſste, unweit Oranienbaum zu den Verbündeten überzugehen. Eine als Mensch sehr verzeihliche Ansicht, doch für den Soldaten, welcher der Person des Fürsten besonders verpflichtet ist, und seine Willensmeinung unbedingt der des Herrschers unterordnen muſs, höchst verderblich. Wenn diese Bande sich lösen, ist Alles gelöst und das Chaos beginnt!

Auf Sachsens erschöpften Fluren sollte abermals das groſse Drama ausgespielt werden. Die Nähe des Kriegsschauplatzes vermochte den König, Dresden zu verlassen und Leipzig zum Aufenthalte zu wählen; aber hier wurde er wider Erwarten mitten in den letzten grausen Act der verhängniſsvollen Katastrophe geführt, wo er, treu dem stets bewiesenem Eifer für das Wohl seines Volks, die letzten Kräfte dazu benutzte, die alte, vielfach mit dem Untergang bedrohte Han-

delsstadt zu schützen. Napoleons Anstrengungen entwickelten sich zum letzten Male auf den Ebenen Leipzigs. Sein Feldherrn-Talent — dies bewies er im dreitägigen Kampfe, mit ein und derselben Truppenmasse gegen täglich frisch ankämpfende Feinde — war noch das alte, allein seine Gegner hatten ihm einen großen Vortheil, das Forçiren durch Massen, abgelernt und sein Verhängniß ereilte ihn. —

Obgleich er sich alle Mühe gab, dem König von Sachsen die beste Meinung von der Wendung der Schlacht beizubringen, und ihm auch am 16. October das Glück auf kurze Zeit noch einmal lächelte, so konnte doch der Gang der Dinge und das Mißliche der Lage, als der größere Theil der sächsischen Truppen zu den Verbündeten überging, nicht länger verborgen bleiben. Durch diesen Uebertritt war der ganze französische linke Flügel gefährlich blos gegeben, und nur der einleuchtende Nutzen und die dadurch bewiesene Theilnahme an dem allgemeinen Interesse Deutschlands, konnte die wackern sächsischen Krieger verleiten, eigenmächtig zu handeln. Das Gefühl der Wichtigkeit des Dienstes war auch wohl der Grund der Vernachläßigung bei diesem Schritte, das Wohl des Landes und die Unantastbarkeit des Königs zu bedingen. Man urtheilte mit Recht, daß die Bereitwilligkeit des Volks den gefangenen Willen des Königs ausgleichend, dem endlich befreiten Lande eben die Früchte des Sieges bringen müsse, als den übrigen Staaten Deutschlands. Billig und vernünftig waren diese Schlüsse; allein der Erfolg lehrte von neuem die Wahrheit des Satzes, daß man den Verrath liebt, aber den Verräther haßt. — Der würdige General Zeschau war der Einzige, der, ohne überzugehen, seine Truppen aus dem Gefechte zog und sich mit denselben zum König nach Leipzig begab.

Der König hatte für die Sicherheit seiner Person den Ausweg, mit Napoleon das Land zu verlassen und von fernher mit den Alliirten zu unterhandeln. Allein er fühlte sich ohne Schuld bei der verzögerten Theilnahme an der deutschen Sache; es lag ja klar vor Augen, wie er den Verhältnissen nach nicht anders handeln konnte, und so blieb er. Sein Verweilen rettete die Stadt vom Untergange, denn Napoleon gab ihm dadurch den letzten Beweis seiner Achtung, daß er die Befehle der gänzlichen Vernichtung, deren Ausführung unbestreitbar noch in seiner Gewalt lag, zurücknahm. So war er auch in dieser höchsten Noth der Schutzengel seiner Unterthanen, und verschmähte es, zu deren Nachtheil sich und seine Familie in Sicherheit zu bringen.

Die peinliche Lage Napoleons hätte diesem gewiß zur Entschuldigung gedient, wenn er ohne Abschied davon gereist wäre; allein er wollte von dem rechtlichen, ihm bis zur letzten Zeit seines Glanzes befreundeten Fürsten nicht ohne ein Zeichen der für ihn gehegten Achtung scheiden, welches er ihm durch den letzten Besuch gab. Umgeben von der trauernden Königin und der Prinzessin

Auguste, konnte er keinen Trost darbieten und wiederholte der königl. Familie den Vorschlag mit ihm zu gehen, und von Weifsenfels aus Unterhandlungen mit den Alliirten anzuknüpfen. Der König verwarf dies mit Festigkeit und blieb bei seinem Vorsatz: die verbündeten Landsleute abzuwarten, denen er gerade dadurch den besten Beweis gab, dafs nur fremde Gewalt ihn abgehalten hatte, den Gesinnungen öffentlich beizutreten, die längst die Wünsche seines Herzens gewesen waren. Napoleon sprach beim Abschiede noch die prophetischen Worte gegen ihn aus: „Man wird es Ihnen nicht verzeihen, dafs Sie mein letzter Anhänger gewesen sind;" aber mit Ruhe harrte der edle Fürst auf den Ausgang der Begebenheiten.

Die Stadt war gestürmt. Der Erste der hereingekommenen Fürsten war der Kronprinz von Schweden, welcher sich sogleich zum König begab und sich mit diesem freundlich und artig besprach; ihm folgte bald der Kaiser Alexander, zu dem, als er am Hause vorbeiritt, der Kronprinz trat und sich mit ihm unterhielt. Der König von Sachsen blieb an den Stufen im Innern des Hauses und der Kaiser ritt, ihn unberücksichtigt lassend, vorüber. Umsonst war auch in den folgenden Tagen sein Bemühen, Audienz beim russischen Kaiser oder dem König von Preufsen zu erlangen. Von dem Letztern erhielt er durch einen Kammerherrn die Anzeige, dafs er, da ein persönliches Zusammentreffen für beide Theile nur unangenehm seyn müfste, einen Ort wählen möchte, wo er angenehmer als in Leipzig und sicherer als in dem belagerten Dresden leben könne, worauf auch bald die nähere Bezeichnung folgte: „dafs im Schlosse zu Berlin Alles zu seiner Aufnahme bereitet sey." Am 23. October früh 4 Uhr, verliefs der tiefgekränkte Fürst mit Gemahlin und Tochter Leipzig, und eine russische Eskorte geleitete ihn nach Berlin, wo er am 26. October eintraf.

Verwais't war nun das ganz verheerte Land, fremder Willkühr preis gegeben, getrennt der Vater von den liebenden Kindern, die mit Thränen der Ohnmacht ihm nachsahen. Der Fürst Repnin wurde, unter Oberaufsicht des Ministers von Stein, zum General-Gouverneur von Sachsen ernannt. Das arme Sachsen, vernichtet durch die Leiden des fürchterlichsten Kriegs, in seiner Einwohnerzahl durch die grofse Sterblichkeit geschwächt, mufste zu dem fortdauernden Kampfe mehr als 20,000 Mann Landwehr und Banner stellen, Kriegscontributionen zahlen, eine neue aufserordentliche Steuer, die durch das russische Gouvernement ausgeschrieben wurde, von 2 Millionen Thaler aufbringen, und seufzte unter der rohen Willkühr fremder Gewalt. Herrlich und erhebend sprach sich in diesen Drangsalen die Liebe des Volkes zum Fürsten aus, der mit der innren Ruhe, die das Bewufstseyn giebt: Alles gethan zu haben, was in unsern Kräften stand, einem drohenden Uebel zu entgehen — in stiller Zurückgezogenheit abwechselnd bald in Friedrichsfelde, bald in Berlin lebte. Mannigfach laut und unverkennbar, dem

eigenen Herzen entsprossen, frei von fremdem Antriebe, waren die Beweise der reinsten innigsten Anhänglichkeit an den Besten der Könige, die in den höchsten, wie in den niedrigsten Ständen zu Tausenden sich aussprachen, obgleich es oft Verbrechen hiefs, wenn diese Gefühle laut wurden. Die Tage der Prüfung bewährten sich herrlich! Wie sehr auch Verleumdung ihr Haupt erhob, es waren nur Krähen, die nach dem Schwane warfen, und rein und geläutert ging Fürst und Volk aus der Prüfung hervor. Das Officier-Corps, dem daran gelegen seyn mufste, gerechtfertigt vor der Welt zu stehen, liefs eine Schrift an die Verbündeten gelangen, worin sie frei und offen die dauernde und treue Anhänglichkeit an den König erklärten, und dafs der Schritt, der für den Gewinn und den Ausgang, den die Schlacht bei Leipzig nahm, so bedeutend und augenscheinlich war, nur in der festen Ueberzeugung geschehen wäre, dadurch dem Könige und dem Lande wahrhaft zu nützen, indem er damals schon dieselben Gesinnungen mit seinen Truppen theilend, nur aufser Stand gewesen sey, ihnen das anzubefehlen, was sie aus freiem Antriebe gethan hätten. Abgeordnete der Stände, einzelne Korporationen, die Universitäten Leipzig und Wittenberg, die Magistrate der bedeutendsten Städte, kurz Alles vereinigte sich, um nach jedem vereitelten Versuche, mit erneuter doppelter Thätigkeit die lautersten Wünsche für die Rückkehr des allgeliebten Landesvaters auszusprechen. Von Seiten des General-Gouvernements, wurde jeder Versuch dieser Art durch die ungestümsten Maafsregeln zu vereiteln gesucht. Ja endlich wagte es sogar der General-Gouverneur im Juni 1814, also kaum acht Monate nach der Völkerschlacht des Befreiungskrieges, die verschiedenen Schritte, welche von allen Seiten bis dahin geschehen waren, den Wunsch für des Königs Rückkehr darzulegen, für aufrührerisch und Sachsen für erobert zu erklären, und mit Einlegung eines Corps von 60,000 Russen zu drohen. Auf gleiche Weise verbot die russische Polizei alle Vorschritte zu Gunsten des Königs, mit der Andeutung: dafs die strengsten Mafsregeln genommen wären, dem Kaiser von Rufsland bei seiner Reise durch Sachsen, unter keiner Form und auf keine Weise Bittschriften zu überreichen, welche die Volkswünsche der Sachsen ausspräche. Man war sogar so schonungslos, gegen alles menschliche Gefühl eine Verordnung ergehen zu lassen, welche die Hinweglassung der Bitte für den König von Sachsen und dessen Familie aus dem Kirchengebete anbefahl; auch die Feier seines Geburts- und Namenstages wurde untersagt. Alle diese Bedrückungen belebten nur mit noch gröfserer Anhänglichkeit an den geliebten Friedrich August, aber die einmal herrschenden Verhältnisse vereitelten selbst die letzten Versuche der Dresdner Bürgerschaft, eine Bittschrift an den Congrefs gelangen zu lassen, was dem Verfasser selbst für kurze Zeit die Freiheit kostete, ihm aber den Beifall aller Rechtlichen erwarb. Tausende von Flugschriften, offen und in Maske, sprachen zu Gunsten eines unterdrückten Volkes

kes und eines tiefgekränkten Fürsten. Aufser Preufsen und Rufsland, vereinigten sich die Stimmen aller Fürsten, unterstützt von Frankreich und England, für die Rückkehr des Königs von Sachsen in den Besitz aller ihm angestammten Rechte, weil die, welche jetzt das Urtheil der Vernichtung ausgesprochen, früher in gleichen Verhältnissen sich befunden hatten, und also jetzt nicht competent waren, über Sachsen zu entscheiden.

War irgend etwas im Stande, die traurige Lage des edelsten der Fürsten zu lindern, so waren es die unverkennbaren Beweise der Treue und Anhänglichkeit des ihm mit kindlicher Liebe ergebenen Volks, das sich wie eine verwaiste Familie betrachtete, und Alles aufbot, das fehlende theure Haupt ihres Kreises wieder zu erhalten. Es hatte nichts als Bitten, denn die Gewalt der Waffen konnte nur zum Verderben führen, wie der spätere Aufstand des Grenadier-Regiments zu Lüttich bewies, der, entflammt durch Voreiligkeit und Kränkungen mancher Art, nachdem man das Vertrauen der Truppen zu ihren Offizieren erschüttert und zerrissen hatte, nur ein trauriges Resultat der zwecklosen Aufopferung, ein politisches Märtyrerthum, hervorbringen konnte. Alle Stände zeigten gleiche Liebe, gleiche Anhänglichkeit. Trotz des Verbots schlofs mancher wackere Prediger auf dem Lande und in kleinen Städten den König herzlicher als je in's Kirchengebet. Treue Bürger gingen zu Fufs nach Friedrichsfelde, um dem geliebten Vater zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen. — In Dresden sowohl, als auch im ganzen Lande, hatte der Befehl, im Kirchengebete nicht mehr des Königs Friedrich August zu erwähnen, sondern statt dessen: „hohe Landesherrschaft" zu sagen, allgemeine Bestürzung erregt. Vier wackere Männer der Dresdner Bürgerschaft, Peschel, Weifs, Heinze und Faber, vereinigten sich und gingen zu dem Civil-Gouverneur, baten ihn im Namen der Bürger und des Landes, um Aufhebung dieses harten Verbots. Er belobte ihre herzliche vaterländische Gesinnung mit grofser Theilnahme, konnte aber ihrem Wunsche nicht willfahren. Als der König im Jahre 1815 in Prefsburg eingetroffen war, gingen Peschel und Weifs nochmals zum Civil-Gouverneur, baten ihn flehentlich, bei nun geänderten Umständen zu erlauben, dafs wieder für den König in der Kirche gebetet werden dürfte; allein umsonst, und trauernd verliefsen sie das Haus, nur die Hoffnung besserer Zeiten war ihr Trost. In den Tagen der Noth regt sich der Mensch mit doppelter Thätigkeit, seine Liebe und Anhänglichkeit wächst mit den Stunden der Gefahr, und noch jetzt wird diesen Männern die Erinnerung an jene That, wozu sie die Liebe zum Herrscher und der richtige Sinn für die Rechte der Menschheit trieb, ein wohlthuendes stärkendes Gefühl sein und ihr Alter erheitern. Segen dem Lande, und Heil dem Fürsten, dessen Regierungsweise solche innige Unterthanen-

treue gebar, es ist der Probierstein und die Anerkennung der Gerechtigkeit und Milde, welche die Bahn des Herrschers bezeichnet haben.

Heftig waren die Bewegungen und sehr verschieden die Meinungen in der politischen Welt über das künftige Schicksal eines alten ehrwürdigen Fürstenstammes. Preufsen bestand auf der Einverleibung des Ganzen, und der Minister Hardenberg suchte die, für beide Theile dereinst unglücklichen Folgen einer Theilung einleuchtend zu machen. Oesterreich konnte indefs nicht gleichgültig über eine so mächtige Vergröfserung des Nachbarstaates sein; die süddeutschen Fürsten fürchteten für ihre Sicherheit, wenn der neue Bund mit der Vernichtung des ältesten mächtigsten Fürstenstammes begönne, und der gewandte Diplomatiker Frankreichs benutzte diese Gelegenheit, den sonst ruhenden Einflufs seiner Regierung geltend zu machen, welcher Beweggrund auch England trieb, seine Stimme zu erheben. Der wackere Herzog von Coburg sprach mit Festigkeit für den Nestor des sächsischen Hauses. Der König von Sachsen selbst verwahrte sich und seine Rechte in den kräftigsten Protestationen von Friedrichsfelde aus. Indefs hatte schon vor Beginnen des Congresses der Fürst Repnin zu Dresden in der letzten Audienz, ehe er das Gouvernement an Preufsen in die Hände des Staatsministers Reck und des Generals Gaudi übergab, erklärt, dafs diese provisorische Besitznahme Preufsens das Schicksal Sachsens bestimme, indem die definitive Einverleibung eine unausbleibliche Folge davon sein werde.

Die Stellung der Kabinette wurde verwickelt, der Geist der Einigheit schien sich nicht mehr festhalten zu lassen, und nur mit grofser Mühe wurde der Ausbruch einer Auflösung und neuen Zwiespaltes verhindert. Am 28. Januar 1815 übergab der Fürst Metternich an Hardenberg eine Note, welche die Vorschläge über die Theilung Sachsens enthielt. Den 22. Februar reiste der König von Sachsen von Berlin nach Prefsburg ab und alle seine Unterthanen fafsten neue freudige Hoffnung. Am 4. März traf er dort ein, wo ihn der König von Baiern und sein Onkel, der Herzog von Sachsen-Teschen, besuchten. Den 11. März liefs er nach dreitägigen Unterhandlungen mit dem Fürsten Metternich, dem Herzog Wellington und dem Fürsten Talleyrand eine Protestation übergeben, die eben so bündig als kurz seine Rechte vertrat. „Man könne," heifst es darin, „über seine Rechte nicht ohne seine Einwilligung absprechen, und er werde nie zugestehn, dafs seine Staaten als eroberte Länder betrachtet und zurückbehalten werden könnten. Hingerissen durch die Macht der Umstände und durch die Verpflichtungen, welche er in einem Kriege hätte übernehmen müssen, der von ihm weder veranlafst noch erklärt war, habe der König nur in der Eigenschaft einer Hülfsmacht daran Theil genommen. Es habe weder beim Anfang des grofsen Kampfes, noch während dessen Fortgang von Sr. Majestät abgehangen, der Sache der

Alliirten beizutreten; so aufrichtig auch sein Wunsch darnach gewesen, wie er auf eine unzweideutige Weise und zuletzt noch durch ein förmliches Begehren an die koalisirten Mächte zu erkennen gegeben habe. Die sächsische Nation, voll Vertrauen auf die alliirten Mächte, hätte die Anstrengungen ertragen und mit Gleichmuth die Opfer gebracht, welche sie von ihr fodeiten. Also sey das Eroberungsrecht weder gegen den König noch gegen das Volk anwendbar, selbst wenn die Alliirten nicht, wie sie thaten, proclamirt hätten, daſs ihre Anstrengungen ausschlieſslich gegen die Usurpation gerichtet und sie von jeder Eroberungssucht entfernt wären."

Groſs waren die Erwartungen, welche man von dieser Protestation, als Resultat der Berathung des Königs mit drei der ersten Staatsmänner hegte, und gewiſs hätte sie auch eine für Sachsen günstige Wirkung hervorgebracht, wenn nicht in den Tagen, als die abgesandten Fürsten mit dem ernsten Willen des Königs zum Congreſs nach Wien zurückkehrten, die überraschende und Bestürzung verbreitende Nachricht der Landung Napoleons in Frankreich eingetroffen wäre. —

Was weder Drohungen noch die feinsten diplomatischen Verhandlungen bisher erreichen konnten, vermochte jetzt auf einmal die Furcht vor der nahenden Gefahr. Auf das Schnellste vereinigten sich die Mächte in Bezug auf Sachsen dahin: daſs der König von Preuſsen unverzüglich von dem ihm zuerkannten Theile Sachsens Besitz nehmen, der König von Sachsen den andern Theil zurück erhalten solle, sobald er in diese Zerstückelung seiner Erblande gewilligt habe; thäte er dies aber nicht, so bliebe dieser Theil unter gemeinschaftlicher Verwaltung. Hier war nun leider kein anderes Mittel für den armen tiefgekränkten Fürsten als dem Unvermeidlichen getrost entgegen zu gehen. Er gab daher unterm 6. April in einer Note bedingungsweise seine Einstimmung. Wer hätte es ihm wohl verargen können, wenn er nach so vielen Leiden, in seinem Alter, der Last einer Krone entsagt, und sich dem öffentlichen Leben entzogen hätte! Allein er sah nicht auf sich, nicht sein Kummer war es, der ihn beschäftigte, er sah auf den Theil seines verwaisten zerrissenen Volks, das seiner milden Vaterhand bedurfte, um nicht unterzugehen, er sah die namenlosen Bedrückungen voraus, die das herrenlose Land bei neuausbrechendem Kriege zu erdulden haben werde, und brachte so, mit Aufopferung seiner Persönlichkeit, dem trauernden Lande das schmerzlichste und edelste Opfer, indem er am 18. Mai den Theilungsvertrag mit Preuſsen durch den Graf Schulenburg in Wien abschloſs, und so auf die grausamste Weise gezwungen wurde, treue Unterthanen, die mit der innigsten Liebe an ihrem Herrscher hingen, fremder Bothmäſsigkeit zu überlassen. Der Cottbusser, Wirtemberger, Thüringer und Neustädter Kreis, die Niederlausitz, die kleine Hälfte der Oberlau-

4*

sitz, Theile des Meifsner und Leipziger Kreises, so dafs Leipzig nun eine Grenzstadt wurde; die Hochstifter Merseburg und Naumburg-Zeitz mit unbedeutenden Ausnahmen, das Fürstenthum Querfurt, der sächsische Antheil von Henneberg, die voigtländischen Enclaven und verschiedene Landeshoheiten, zusammen 373 Quadratmeilen und 845,000 Einwohner, gingen verloren, und führten in der so ganz willkührlichen Zerreifsung, eine solche Menge von Differenzen aller Art mit sich, dafs jahrelange Anstrengungen dazu gehörten, die beiderseitigen Ansprüche aufzuklären und zu beseitigen. Am 21. Mai erfolgte die Ratification des Vertrags, und in der Tags darauf publicirten Entsagungs-Acte kamen die, von dem schönen religiösen Sinne des Königs zeugenden Worte vor: „Der Erfolg aller menschlichen Handlungen ruhet in der Hand Gottes. Meine Bemühungen, so schmerzliche Opfer abzuwenden, sind vergeblich gewesen. Ich soll von Euch scheiden, das Land mufs getrennt werden, auf welches seit Jahrhunderten das Glück meines Hauses und Eurer Voraltern sich gründete." Dem ihm verbleibenden Theile seiner Unterthanen wirkte er in dem Vertrage noch aus, dafs das so nöthige Bedürfnifs des Salzes denselben Preis behielt und der Verkehr mit Holz, Getreide, Kalk und überhaupt Baumaterialien, frei blieb, und gewann so dem Stande der Dinge die für sein Land wohlthätigste Seite ab, indem er dadurch dem unmittelbaren Nachtheil, den die Abtretung der gesegnetsten Provinzen auf den verbleibenden Theil des Landes äufsern mufste, kräftig vorbeugte.

Den 6. Juni endlich verliefs das preufsische Gouvernement Sachsen, nnd beendigte so einen zwanzigmonatlichen Zeitraum, der in den Annalen der sächsischen Geschichte mit Recht den Namen der eisernen Zeit verdient.

Am 7. Juni 1815 betrat der königliche Greis den heimathlichen Boden wieder, und der Jubel und die Freudenthränen seines Volks begleiteten ihn von der Grenze seines Landes bis zur Hauptstadt. Hier empfing ihn das laute Jauchzen der aus weitem Umkreis herbeigeströmten Menge.

Es wogt daher auf allen Heereswegen,
Unzählbar wie des Meeres Ufersand,
Als zögen sie dem Himmelsthor entgegen,
Im Auge Thränen, Blumen in der Hand;
In jeder Brust ein kindlich süfses Regen,
Der Freude Schmuck in jeglichem Gewand.

Alle, Alle, vom Geringsten bis zum Vornehmsten, beseelte ein Gefühl der höchsten Wonne; die Noth der vergangenen Tage war vergessen, freudig sah Alles zu dem wiederkehrenden Vater des Vaterlandes auf. Es ist nicht leicht ein Sieger, geschmückt mit den Lorbeern der erfolgreichsten Siege, mit solcher, bis zum höchsten Enthusiasmus gesteigerten Freude empfangen worden. Nur wer es sah, wird sich einen Begriff von diesen unzweideutigen Aeufserungen der innigsten, reinsten Liebe des Volkes machen können, in deren Gröfse die sächsische Nation immer glänzend sich auszeichnete. Der befürchtete Verlust hatte den anerkannten Werth des Fürsten wo möglich noch mehr hervorgehoben, und die Trennung eines Theils seiner geliebten Kinder, schlofs die glücklichen Bleibenden mit noch treuerer, unauflösbarerer Anhänglichkeit an den ihnen wiedergeschenkten Vater. Vergessen

konnte ihn kein Sachse, wenn auch politisch losgerissen von dem theuern Mutterlande!

> Senket dem Boden hinein, die Länder trennenden Säulen,
> Tiefer senkt Er in's Herz den Anker unendlicher Liebe,
> Bande, die Er uns gestählt, in der Tugend heiligem Feuer
> Vierzig Jahre geprüft — Sachsen, die löset ihr nicht!

Gerührt von den vielfachen Beweisen treuer Unterthanenliebe stiftete der König den Civilverdienst-Orden, mit der Aufschrift „für Verdienst und Treue." Treue, die höchste Bürgertugend, hatte sein friedliches Volk ihm bewährt, hatte die schönsten Proben der Anhänglichkeit gegeben, und so sich in den Tagen des Unglücks Verdienst erworben um das Herz seines angebeteten Fürsten. Die erste Vertheilung dieses Ordens fand am 23. December 1815, dem Geburtstage des Geliebten statt, und wiederholt sich jährlich am 7. Juni, als dem Jahrestage der längst ersehnten Rückkehr des Vaters des Vaterlandes.

Wohlstand und Zufriedenheit unter seinem Volke, das ihn nach dieser traurigen Katastrophe noch Vater und Herrscher nennen konnte, wieder zu verbreiten, war der ehrenvolle Vorsatz, welchen der Würdigste der Fürsten faſste, und wahrlich, Sachsen war bei seinem Tode der sprechendste Beweis, wie sehr es dem königlichen Greis Ernst damit gewesen war, und welchen segensreichen Erfolg seine dauernden Bemühungen gehabt hatten. Die Spuren eines schrecklichen Völkerkampfes waren verlöscht, blühende betriebsame Dörfer aus dem Schutte der verwüsteten hervorgegangen, die Einheit der Verwaltung war wieder hergestellt, und jeder Stand freute sich einer freien Bewegung. Der so sehr verkleinerte Staat war indeſs den drückenden Begrenzungen, welche die Nachbarländer zu Gunsten ihrer Handelsverhältnisse zogen, zu sehr blos gegeben, ohne die Macht zur Anwendung von Repressalien zu haben, wodurch eine Lähmung der Handelsgeschäfte entstand, welche zu heben auſser dem Bereich der Macht eines einzelnen Fürsten lag, und so lange bleiben wird, bis eine höhere Tendenz des gemeinschaftlichen deutschen Interesses die hemmenden Zolllinien und feindlichen Stellungen der Douanen-Armeen an die äuſsersten Grenzen Deutschlands verweiset, und so den bis jetzt nur frommen Wunsch eines freien Handelsverkehrs endlich einmal verwirklicht.

Die Bemühungen, dem Lande in möglichst kurzer Zeit die Wunden des Kriegs vergessen zu machen, fanden eine kräftige Hülfe in der anerkannten Rechtlichkeit des Monarchen. Sein thätiges und alleiniges Eingreifen hob gleich, nachdem er die Zügel der Regierung wieder ergriffen hatte, den so gesunkenen Credit der Staatspapiere, welche in kurzem 8 bis 9 Procent über Pari stiegen, und sich auch auf dieser Höhe zu erhalten wuſsten. Die Theurung des Jahres 1817, welche mit heimlicher Gewalt ganz Sachsen drückte, gab dem Vater eine rühmliche Veranlassung, für seine darbenden Kinder zu sorgen. Eine Summe von 200,000 Thaler half den dringendsten Bedürfnissen des voigtländischen und erzgebirgischen Kreises für das erste ab, bis die kräftigsten Maasregeln dem Uebel Grenzen setzten, und die ärmere arbeitende Klasse durch Anlegung neuer Straſsen, und Ankauf roher Materialien, um Fabrikarbeiter damit zu unterstützen, nährenden Verdienst

erhalten hatte. So ward schon das fürstliche Familienfest, die Vermählung der Prinzessin Maria Anna mit dem Erbgrofsherzog von Toscana, am 28. October 1817, so wie die grofse dreitägige Feier (vom 31. October bis 2. November) des 300jährigen Jubelfestes der christlichen Kirchenverbesserung, durch frohe Unterthanen gefeiert, die durch Milde des Fürsten und eigne Betriebsamkeit mehr und mehr den Verheerungen des Kriegs sich so schnell als möglich zu entziehen wufsten und mit Beharrlichkeit dem Ziele entgegen strebten, das Bild des friedlichsten, aufgeklärtesten Völkchens, genügsam und kunstfleifsig, in sich zu verwirklichen, treu einem Fürsten anhängend, dessen väterliche Hand sie nun bereits 62 Jahr mit Segen geleitet hatte.

Wie sehr der König, der selbst einer der gelehrtesten und gebildetsten Fürsten war, immer das Fortschreiten der Wissenschaften im Auge behielt, beweist unter andern die Stiftung einer chirurgisch-medicinischen Akademie in Dresden, verbunden mit einer Thierarzneischule, was einem längstgefühlten Bedürfnifs abhalf, die erneuerte Organisation der Forstakademie zu Tharand, unstreitig seit dieser Zeit das beste Institut der Art, welches Deutschland aufzuweisen hat, und die, durch die uneigennützigsten Aufopferungen einiger Privatpersonen erleichterte Begründung des Hebammeninstitutes zu Leipzig. So gewannen Wissenschaften, Menschlichkeit und Cultur unter der Leitung des umsichtigen Fürsten, dessen gröfstes Verdienst ein ruhiges Fortarbeiten zum Wohl seines Landes dem oberflächlichen Beobachter freilich oft entging. Die fortschreitende Cultur des Bergbaues, der von 1768 bis 1818 die Summe von 2,414,500 Mark Silber Ausbeute gab, ist ein neuer Beleg dazu, denn ohne geräuschvolle Aeufserungen wurde fort und fort an der innern Ausbildung gearbeitet und so steht er jetzt auf einer Höhe der Vollendung da, deren sich der Bergbau keines Nachbarstaates rühmen kann, und die stillschweigende Anerkennung dieses Vorzugs liegt in der häufigen Berufung sächsischer Bergleute und Bergbeamten zu den Bergwerken des Auslandes.

Das seltne Glück wurde dem Könige zu Theil, bei vollkommenen Geistes- und Körperkräften, das funfzigjährige Jubiläum seiner Regierung im Kreise treuer Unterthanen zu feiern, ein Glück, dessen wenige Herrscher sich auf eine solche Weise, gekrönt durch die allgemeine Achtung und Liebe, erfreuen können. Die Liebe seines Volkes, welches jede Gelegenheit, diese unverholen zu äufsern, mit Enthusiasmus ergriff, bereitete ihm ein hehres Fest und auch aus der Ferne erscholl die kindliche Stimme eines treuen Bergvölkchens, was fremdem Zepter unterthan, mit wehmüthiger Anhänglichkeit die Tage einer schönen Vergangenheit priefs. Hatten sich auch Suhla's Bürger der unabänderlich strengen Gegenwart ruhig ergeben, so belebte doch das Gefühl der Dankbarkeit alle Herzen und

— — auf manches Glück, das schon vergangen,
Das nicht mehr ist, verlangend hinzuseh'n,
An manchem Bilde ewig treu zu hangen,
Ist gegen neue Pflichten kein Vergeh'n.
Denn mag die Gegenwart auch glücklich sich gestalten,
Den Redlichen beseelt die Dankbarkeit.
Er ehrt das Neue, doch vom treugeprüften Alten
Trennt seine Liebe weder Macht noch Zeit.

Ein herzliches Gedicht, dem vorstehende Strophe entnommen ist, verfertigt von dem Diakonus Bornmüller, sprach die allgemeine Stimme der alten unvergänglichen Liebe Suhla's aus, und einen goldnen Becher, dem der Schlufsvers des Gedichts:

Das schöne Reich der guten Menschen bleibt auf Erden,
Dort wirst Du ewig, ewig König sein —

eingegraben war, überbrachte eine Deputation, von dem guten alten Fürsten und seiner Familie mit inniger Rührung aufgenommen, zum bleibenden Gedächtnifs eines Bandes, das über die weltlichen Verhaltnisse erhaben, noch Jenseit dauern wird.

Ein treuer Gefahrte des Königs in Glück und Unglück, der würdige Bischoff Schneider, geachtet und geehrt von Allen die ihn kannten, wurde am 22. December 1818 in jene bessere Welt abgerufen, und zu diesen Verlust gesellte sich wenige Tage darauf ein zweiter, unersetzlicher, der Tod der Prinzessin Elisabeth, die in den Jahren 1814 und 1815 dem Lande grofsen Vortheil durch ihren Eifer Böses zu verhüten, und ihren Einflufs, stets wohlthätig für Sachsen, in dieser leidensvollen Zeit zu benutzen, verschaffte, und oft geäufsert hatte, sie wolle gern sterben, wenn sie nur noch das Glück erlebte, dafs ihr guter und rechtschaffner Neffe in das Land seiner Väter zurückkehrte. Die Wünsche der Guten waren erfüllt worden, denn es lebt eine allwaltende Gerechtigkeit!

Still und ruhig, wie die 50jährige Ehe des fürstlichen Paares, ein Musterbild für Mit- und Nachwelt, dahin geschwunden war, sollte die Feier der goldnen Hochzeit des Königs sein. Aber wie wäre es bei der innigen Vereinigung, die hier zwischen Volk und Fürst statt fand, möglich gewesen, dafs dies hohe Familienfest nicht auch ein Fest des Volkes hätte sein sollen! Er hatte auch hier wie einer seiner Unterthanen ein nachahmenswerthes Bild des häuslichen Lebens gegeben, er hatte bewiesen, dafs weder Höhe des Standes noch Verschiedenheiten der Religionsformen ein Hindernifs sein können, häusliches Glück und häusliche Tugenden zu üben, und hatte so die sittliche Bildung seines Volkes befördert, was dieses erhabene Bild der reinsten, höchsten menschlichen Vollkommenheit nicht ohne Nutzen eine Reihe von Jahren vor sich gesehen hatte, und in sittlicher Nacheiferung den Altar der Häuslichkeit unter sich aufrichtete.

Erst in diesem Jahre gelang es den rastlosen Bemühungen des Fürsten alle die unangenehmen Folgen der Länderthеilung zwischen Sachsen und Preufsen zu beseitigen und eine Hauptausgleichungs-Convention am 28. August 1819 zu Stande zu bringen, und so ein bedeutendes Hindernifs der Zeit gemäfs fortschreitenden innern Landes-Bildung zu heben.

Am gleichen Tage wurde die Vermählung der Prinzessin Maria Josephe mit dem König von Spanien, Ferdinand VII. vollzogen, und so diesem Lande eine Königin gegeben, die bei der Liebe des Volks dereinst der Schutzengel desselben sein wird, wenn die Stürme der Meinungen Auflösung und Verderben drohen. Ein zweites Fest, dem Lande und Volke unmittelbar durch die daraus zu entspringenden glücklichen Folgen, wichtig und erfreulich, war die am 26. September erfolgte Vermählung des Prinzen Friedrich August, Herzog zu Sachsen, mit der Erzherzogin Karoline von Oesterreich. Durch Neigung geknüpft, durch die Bande des Blutes dem mächtigsten deutschen Staate Schutz bringend, ist

es die Sicherung einer glücklichen Zukunft, und mit erneuter Kraft werden der Raute frischblühende Zweige dem Lande noch lange segensreichen Schatten geben.

Die Frucht einer geregelten Staatshaushaltung, geleitet von der allgemein anerkannten Rechtlichkeit des Fürsten, war der immer wachsende Credit Sachsens, das sich wunderbar schnell von den Leiden des Kriegs erholt hatte. Die sich in der Zeit darbietenden Vortheile eines bessern Handelsverkehrs stets zum Wohl seines Landes benutzend, bewogen den König am 23. Juni 1821 die Elbschiffahrtsacte abzuschliefsen und zu unterzeichnen, wodurch den handeltreibenden Unterthanen grofse Vortheile zufielen. Ein Tilgungsfonds von jährlich 50,000 Thaler zu Verminderung der 21,553,500 Thlr. betragenden Landsschuld wurde 1821 errichtet, und kein Staat konnte sich eines höhern Standes seiner Effecten erfreuen als Sachsen. Dieser Credit ist bleibend, denn er beruht auf der Rechtlichkeit seines Herrscherstammes und der Betriebsamkeit eines treuen thätigen Volkes. Es hielt sich in rastloser Thätigkeit, entfernt von den wogenden Meinungen politischer Verbesserungspläne, die in den Köpfen mancher Unbefriedigten spukten, sah mit Vertrauen zu seinem wackern König auf, genügte redlich seinen Pflichten als ruhige Unterthanen, weit entfernt, von grofsen Dingen zu träumen.

Der unerwartete Tod des Prinzen Clemens zu Pisa in Italien, den 4. Februar 1822, und das Absterben des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen in Wien, den 10. Februar 1822, versetzte das königliche Haus in tiefe Trauer, die nur das Gefühl einer waltenden Vorsehung, der sich der Mensch mit religiös geduldigem Sinne fügen mufs, lindern konnte. Nach vollendeter Trauerzeit vermählte sich am 6. Mai die Prinzessin Mariane mit dem Grofsherzog von Toscana, einem würdigen Fürsten, dessen Familienkreis durch die beiden Schwestern eine liebenswürdige Haltung bekam, und so der Segen einer tugendvollen Erziehung das Glück fremder Staaten vervollkommnen half. Doch nur selten soll der Mensch ungetrübt das reinste Glück geniefsen, und leider zu bald trennte der unerbittliche Tod diesen herrlichen Kreis.

Bestürzt vernahmen die liebenden Kinder die Kunde von des Königs plötzlichem Scheiden. Er verliefs uns am 4. Mai 1827, um den Lohn seiner Tugenden in einer vollkommenern Welt zu ernten. Ihm folgen die Thränen der reinsten Liebe und Verehrung, die schönste Weihe den Mahnen des Erhabenen. Und bedarf der Mensch eines Fürsprechers bei der ewigen Gottheit, so sei er der Schutzheilige des Landes, das seiner segnenden Hand Glück und Wohlfahrt verdankt, so schirme er die heilige Raute, dafs sie ewig grüne, dafs der Herscherstamm ewig gesegnet sey, von dem das treue Sachsenland Heil und Segen gewifs ist!

Das schöne Reich der guten Menschen bleibt auf Erden,
Dort wirst Du ewig, ewig König seyn.



I. H. Voss.

J. H. Voſs.

Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Schiller.

Wenn wir auf das letzte Viertel des verflossenen Jahrhunderts hinblicken, in welchem sich die herrliche Blüthe der deutschen Literatur rasch und bewunderns-würdig zu entfalten begann, so leuchtete uns unter den Männern, welche sich um die Entwickelung und Zeitigung derselben besonders verdient gemacht haben, unter Lessing, Klopstock, Wieland, Herder, Göthe, vorzüglich auch J. H. Voſs entgegen. Dieser Treffliche gehört, wenn irgend Einer, zu den Bildnern seiner Zeit, und hat selbst auf die gröſsten Geister unsers Volkes, auf Schiller, Herder, ja sogar und ganz vorzüglich auf Göthe bedeutenden Einfluſs gehabt, wie aus den eigenen Zeugnissen dieser Heroen unserer Literatur deutlich hervorgeht. Ihm gebührt daher, wie wenig Andern, eine Stelle in diesem deutschen Ehrentempel, und mit Recht sollte er den ehrenvollen Platz unmittelbar neben Göthe, Herder und Schiller einnehmen.

Wer das vielseitige, herrliche Wirken und die mannichfaltigen bewunderns-würdigen Verdienste dieses unsterblichen Mannes erschöpfend darstellen wollte, müſste zugleich den Bildungsgang der deutschen Sprache und Literatur während der letzten funfzig Jahre vollständig entwerfen. O daſs es doch ihm selbst noch vergönnt gewesen wäre, uns sein einfluſsreiches Leben und Wirken umständlich und ausführlich zu schildern, und es, so wie Göthe, von allen Seiten und nach

allen Richtungen, wie es in die Bestrebungen des ganzen Zeitalters mächtig eingegriffen, auf seine kraftvolle, treuherzig einnehmende Weise und in seiner kernigen Sprache darzustellen, wozu er uns, bei einigen kürzern Versuchen und Beiträgen der Art, wirklich Hoffnung machte.

In diesem Werke, dessen Zweck eine weitläufige und ausführliche Schilderung nicht gestattet, können nur in einzelnen Zügen und Umrissen, mehr angedeutet, als entwickelt werden die Verdienste dieses, unserer höchsten Achtung und Verehrung würdigen Mannes, der in seinem rastlos thätigen, unablässig nur dem Wahren, Guten und Schönen gewidmeten Leben eben so sehr als Dichter, wie als Uebersetzer, als Sprachschöpfer, wie als Verskünstler, als Alterthumsforscher und Philolog im höchsten und schönsten Sinne des Worts, wie als Lehrer und Bildner der Jugend, sich ausgezeichnet und mächtig gewirkt hat, — der als rüstiger Vorkämpfer für Wahrheit und Recht, für Licht und Aufklärung, für die Sache der Vernunft und der Menschheit, wie als unversöhnlicher Feind gegen Verfinsterung und Irrglauben und dumpfumnebelnde Geistesbeschränkung aufgetreten ist, der keine willkührliche Beengung des Denkvermögens durch Menschensatzungen anerkannt, sondern Freiheit verlangt hat, so weit ein Gedanke den Flug hebt, und der gerade in der letzten Hinsicht noch als silberhaariger Greis, wiewohl mit der rüstigsten und seltensten Jugendkraft begabt, seinen vielfachen Verdiensten die herrlichste Krone aufgesetzt hat.

Ich werde mich hier bemühen, diesen Mann, den ich den Luther unserer Zeit nennen möchte, weil er mit jenem Glaubenshelden in mehr als einer Hinsicht unleugbar die gröfste Aehnlichkeit hat, so viel möglich, sich selbst schildern und seine Bestrebungen mit seinen eigenen Worten aussprechen, oder unverwerfliche und vollgültige Zeugen für ihn reden und ihn in seinem Leben und Wirken darstellen zu lassen.

Vor der Schilderung seiner Verdienste möge ein kurzer Abrifs seines einfachen, an äufsern Ereignissen nicht eben reichen Lebens vorhergehn *).

---

*) Diese Nachrichten sind wörtlich entlehnt aus seiner Autobiographie, die unter dem Titel: „Abrifs meines Lebens, von Vofs" zuerst in wenig Abdrücken in Rudolstadt im Jahr 1818 erschienen, dann aber in der äufserst lesenswerthen Schrift von Dr. E. F. A. Schott: „Vofs und Stolberg, oder der Kampf des Zeitalters zwischen Licht und Verdunkelung. Stuttgart, Metzler 1820," und zuletzt in der Schrift von Dr. H. E. G. Paulus: „Lebens- und Todeskunde über J. H. Vofs. Heidelberg, 1826" wieder abgedruckt worden ist. Eine weitere Ausführung einzelner Zeiträume und Begebenheiten seines Lebens hat er mitgetheilt in dem bekannten Aufsatze im Sophronizon von Paulus, Frankfurt a. M., Wilmans. 1819. Heft III. S. 1 bis 113. „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? beantwortet von J. H. Vofs," und in der darauf bezüglichen Schrift: „Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe, nebst einem Anhang über persönliche Verhältnisse, von J. H. Vofs. Stuttgart,

Johann Heinrich Vofs erwuchs in dem mecklenburgischen Städtchen Penzlin, geboren am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf, unweit Wahren im Mecklenburg-Schwerinischen.

Sein Vater, der nach abgelaufenem Pacht eines Gutes ein städtisches Gewerbe suchte, blieb hier zufällig den Winter hindurch; im Sommer 1751 zog er nach Penzlin, wo er den Zoll von den Baronen Malzahn, und ein Haus mit einigen Gärten, sammt der Gerechtigkeit des Brauens und Brennens, gekauft hatte. Er ward wohlhabend, auch durch Nebenerwerb mit der Feder, als deutscher Sachwalter.

An dem Knaben bemerkte man früh ein ungewöhnliches Gedächtnifs, allseitige Wifsbegierde und Nachsinnen bis zu Träumerei. Er hatte bald die schönsten Gesänge, Lehren und Sprüche im Kopf, und, weil er schwächlich war, zog er anstrengenden Leibesübungen das Lesen der Hausbibel und unterhaltender Volksbücher vor; im Soldatenspiel war er Anführer. Vom achten Jahr an unterrichtete ihn der Rector Struck, ein geistreicher Mann, in dessen väterlicher Zucht er durch zierliche Hand, Rechnen, Gesang, deutsche Aufsätze und Latein sich auszeichnete, ermuntert von dem Präpositus und einem Bürgermeister, der den Terenz liebte. Vierzehn Jahr alt hatte er die Freude, dafs sein Trieb zum Studiren auf des Rectors Rath vom Vater genehmigt ward, obgleich der Wohlstand in den Nachwehen des siebenjährigen Krieges sank.

Im Frühling 1766 ging er zur Schule in Neubrandenburg, wo, weil er für sich die Anfänge der griechischen und selbst der hebräischen Sprache gelernt hatte, ihn der M. Dankert in die oberste Klasse aufnahm. Zum Unterhalte genügten Freitische bei wohlthätigen Einwohnern, und Lehrstunden, die er des Magisters Privatzöglingen (unter andern dem jetzigen Minister von Schuckmann) und in angesehenen Häusern gab. Was er dem Magister verdankt, war strenge Grammatik und Vernunftlehre; anderes konnte wohl besser sein. Für das Griechische war wöchentlich nur eine Stunde, worin das morgende Evangelium gedolmetscht und jedes Wortes Form und Accent erläutert ward.

Nach Profangriechen begierig stiftete Vofs insgeheim eine Gesellschaft von zwölf Primanern: einer um den andern mufste Lehrer sein; bei unauflöslichen Knoten geschah ein Aufgebot; Nachlässigkeit ward gebüfst und das Strafgeld zum Ankauf deutscher Dichter bestimmt.

Metzler. 1820;" so wie auch im zweiten Theil der „Antisymbolik von J. H. Vofs. Stuttgart, Metzler, 1826," der zwar von Vofs vollendet, aber erst nach seinem Tode von seinem Sohne, Abraham Vofs in Kreuznach, herausgegeben worden ist. —

Schon in Penzlin hatte Vofs Manches gereimt; der Magister gab Schulverse auf, und weil Vofs sie in Luther's Sprache schrieb, hörte er den Vorwurf Klopstockischer Unnatur. Vofs erforschte, wer Klopstock sei, ein Mitschüler verschaffte ihm, was vom Messias in den Bremischen Beiträgen steht, und ein Anderer Gefsner's Tod Abels und die Idyllen. Ramler's Tod Jesu ward aufgeführt. Welche Poesie gegen die gewöhnlichen Musiktexte! Die griechische Gesellschaft kaufte, was Ramler's war und was wie Klopstock und Ramler sich zu heben schien, Hagedorn, Haller und Uz. Nun ahnete man auch im Virgil und Horaz einen höheren Sinn, und Vofs versuchte Oden und Lieder, auch Idyllen in Hexametern.

Im Jahr 1768 empfand er, dafs dort nichts mehr zu lernen war. Aber wie weiter? Der Vater versank in Armuth; sonst Niemand, der helfen konnte, obgleich Mancher von ihm sprach. Das Gerücht verschaffte ihm die Stelle eines Hauslehrers bei dem Herrn von Oertzen in Ankershagen bei Penzlin, der ihm 60 Rthlr. mit einem Weinachtsgeschenk, und für das zweite Jahr 70 Rthlr. bot: der abgegangene Kandidat hatte, wie der Koch, 80 Rthlr. gehabt. Im Herbst 1769 bezog Vofs die ehemalige Raubburg, um sich so viel zu ersparen, dafs er nach Halle gehn und als Lehrer am Waisenhause sich forthelfen könnte. Dabei erfüllte er, wie in Neubrandenburg, die Pflicht, seinen Vater zu unterstützen, der, im folgenden Hungerjahr völlig verarmt, 1771 Schulmeister ward.

Nach des Tages Last (denn zu fünf bedungenen Lehrstunden ward, da sein Klavierspiel Glück machte, noch täglich eine Klavierstunde gewünscht und nicht bezahlt) erheiterte sich Vofs durch Latein, Griechisch und Hebräisch, durch Musik und einsame Gänge im nahen Walde, wo Horaz und Ramler und die Hermannsschlacht mit lauter Stimme getönt, und mancher eigene Ton versucht ward. Zachariä's Verdeutschungen homerischer Stellen bei seinem Milton weckten den Muth, auch selbst einige Hundert Verse von Hesiod's Theogonie zu übersetzen.

Mehr Aufheiterung brachte der Winter von 1770 auf 71, da Brückner, seit kurzem Landprediger in der Nähe, ihm älterer Freund und Rathgeber ward. Einst bei Anhörung eines neuen Gedichts entfuhr ihm ein weissagendes Lob, und, als er den Jüngling erröthen sah: Nun nun, sagte er, ich meine, was werden kann! und schlofs den Bestürzten in die Arme. Die griechische Gesellschaft sandte dem gewesenen Vorsteher in seine Burg Bücher und Musikalien; darunter kam der Göttinger Musenalmanach von 1770, herausgegeben, wie man meldete, von Kästner. Vofs meinte, so gut, wie Einiges darin, könnte er's auch liefern, und schickte heimlich ein Paar Proben ein. Kästner's freundlichen Brief begleitete

einer von dem Herausgeber Boie, der seiner Kritik eine Erkundigung nach dem Einsender hinzufügte.

Eben hatten die Aussichten auf Halle sich getrübt: ein frömmelnder Superintendent, der beim Kirchenbesuch den Jüngling zu Gebet ermahnt und Empfehlung am Waisenhause versprochen hatte, that nichts; der Herr von Oertzen, so zufrieden mit dem jungen Hofmeister, wie er gegen Andere sich äufserte, that nichts. Auf die erhaltene Nachricht lud Boie den Verlassenen ein. Er verschaffte ihm aus Hannover, wohin er Gedichte von ihm gesandt hatte, die Zusicherung eines zweijährigen Freitisches; wozu er einträgliche Lehrstunden bei jungen Engländern und freie Kollegia verhiefs. Getrost, mit 130 Rthlrn. (einbegriffen mehrere Geschenke von Unadlichen und die Zulage für die letzten anderthalb Jahre, woran der Herr von Oertzen sich erinnern liefs), ging Vofs zu Ostern 1772 nach Göttingen.

Im Umgang mit Boie und dessen jüngeren Freunden ward er bald wieder der Frohherzige, den seine Mitschüler geliebt hatten.

Um Prediger zu werden, hörte er zu Logik und Geschichte, die Dogmatik und die Psalmen. Die Ilias bei Heyne zu verstehen, dünkte er sich zu unreif. Im Sommer zuerst, da die Ilias zu Ende ging, machte ihn Boie mit Heyne bekannt, auf dessen ermunternde Einladung er noch Einiges aus den letzten Gesängen zu begreifen strebte. So viel lernte er, dafs Homer durch eigenen Fleifs zu bezwingen sei, und wagte sich mit einem leitenden Freunde sogar an Pindar. Für einige Uebersetzungen daraus erbat er sich des berühmten Mannes Urtheil: auf welchen Antrieb Heyne den Pindar zu erklären sich entschlofs, und während der Vorlesungen ihn neu herausgab.

Vofs ward der Theologie müde und widmete sich dem Geiste des griechischen Alterthums. Zu Michaelis 1772 trat er in das philologische Seminar, wo man gegen die Verpflichtung, durch Interpretiren und Disputiren zweimal die Woche, sich für ein Schulamt, auf Verlangen im Hannövrischen zu bilden, jährlich 50 Rthlr. empfing. Vofs strengte sich an, des Vorstehers Beifall zu gewinnen. Wohl vorbereitet, hatte er als Interpret des hesiodischen Schildes oft eigene Ansichten des grammatischen und des poetischen Sinnes; und zum Disputiren wählte er mehrmals Stellen aus Pindar, wo er in Kritik und Auslegung abwich. Bescheidene Wahrheitsforschung, meinte er, würde empfehlen und empfahl nicht.

Noch weniger that es die Verbindung mit gleichdenkenden Jünglingen, wovon in Hölty's Leben vor der neuen, von Vofs bearbeiteten, Ausgabe von Hölty's Gedichten, 1804) umständlich geredet wird. Ihre eingezogene Geschäftigkeit, die Theilnahme Boie's und zweier Reichsgrafen, Klopstock's ausschliefsende Be-

suche, manches begünstigte Gedicht im Musenalmanach, die Fröhlichkeit eines Festes, einer Wanderung, reizte die Neugier, die Verunglimpfung, den Spott. Voſs versuchte nach der Ilias bei Heyne noch drei Privatkollegia; am längsten über den Pindar; umsonst, er und Hölty blieben weg, auch selbst, wenn Andere die Reihe traf, aus dem Seminar. Im Frühling 1774 machte Voſs eine Reise zu Klopstock und zu Boie's Eltern in Flensburg. Unterdessen ward er sammt Hölty auf der Liste des Seminars gestrichen. Eine Brustkrankheit, die er mitbrachte, fesselte ihn ohnehin an sein Zimmer, wo er für sich fleiſsig war und Blackwell's damals viel besprochene Schrift über Homer zu verdeutschen anfing. Als Voſs zur Besorgung des, von dem Göttingischen Verleger abgewiesenen, Musenalmanachs im Frühling 1775 nach Wandsbeck zog, besuchte er Heyne zu guter Letzt, ihm Dank zu sagen.

Wandsbecks ländliche Luft und Henslers, seines Arztes, Rath heilte ihn. Hier lebte er bis zum Herbst 1778 das seligste Leben mit Claudius und edlen Freunden in Hamburg und Altona, wie sie wohl selten in einer Gegend zusammentreffen. Im Winter von 1776 auf 77 wünschten ihn Mehrere für die zweite Schulstelle in Hamburg; die Wahlherrn verlangten Schwarz auf Weiſs, was an ihm wäre; Heyne, von Voſs ersucht, sandte ein günstiges Zeugniſs ein; aber die Götzische Parthei siegte.

Im Vertraun auf den Musenalmanach, der damals 400 Rthlr. trug, auf die seit 1775 angefangene Verdeutschung und Erklärung der Odyssee, auf Lust und Fähigkeit zum Schulamt und auf die Vorsehung, faſste Voſs, mit Genehmigung seiner Freunde, den Entschluſs, noch ohne Amt Boie's jüngste Schwester, Ernestine, im Sommer 1777 zu heirathen. Im Sommer 1778 ward er, auf Empfehlung von Büsch, Rector zu Otterndorf, im hannövrischen Lande Hadeln, wohin er im Herbst abschiffte und der Bedingung des Seminars Genüge that.

Im Sommer 1782 nöthigten ihn anhaltende Marschfieber, daſs er von Otterndorf als Rector der Schule nach Eutin ging, wo er die meisten und bedeutendsten seiner Werke ausgearbeitet und ein höchst glückliches Leben geführt hat.

Im Herbst 1802 ging Voſs, weil seine Gesundheit wankte, mit einem Gnadengehalte von Eutin nach Jena, wo er mit Schütz, Griesbach und Eichstädt einige heitere Jahre zubrachte.

Im Jahr 1804 erhielt Voſs einen Ruf nach Würzburg, zur Stiftung eines philologischen Seminars; wegen des baier'schen Schulplans, den er in der Jenaer A. L. Z. recensirt hatte, trat er zurück.

Darauf 1805 berief ihn Badens Karl Friedrich nach Heidelberg zu amtloser Mitwirkung für die erneuete Universität, wohin er im Sommer ging und sich verjüngte zu Eutinischer Heiterkeit. —

Hier hat Vofs bis zu seinem Tode ein ununterbrochen thätiges, heiteres und nur durch den Tod seines ältesten Sohnes Heinrich *) getrübtes Leben geführt, und ist nach kurzer, schmerzloser Krankheit am 29. März 1826 gegen Abend, unter sinnigen Freundesgesprächen getrost und sanft entschlummert. Ihn haben überlebt seine treffliche Gattin Ernestine, nebst drei Söhnen und elf Enkeln.

In seinen eigenen Dichtungen ist Vofs bekanntlich blofs als Lyriker aufgetreten, jedoch hat er sich fast in allen Gattungen, die man gewöhnlich zur lyrischen Poesie zu rechnen pflegt, mit Glück versucht, und sowohl im Liede, wie in der Ode und Hymne, in der Elegie, wie im Epigramme, ganz besonders aber in der Idylle sich ausgezeichnet.

Viele seiner Lieder sind durch ihre naive Treuherzigkeit Volksgesänge geworden und ertönen überall in unserm Vaterlande; in seinen gelungensten Oden und Hymnen herrscht ein Schwung der Begeisterung, eine Erhabenheit der Gedanken und eine Reinheit der Gefühle, worin sie wohl nicht leicht von Andern übertroffen werden möchten, so dafs auch manche von ihnen mit Recht in unsere vorzüglichsten Gesangbücher aufgenommen worden sind und unter den herrlichsten Liedern derselben obenan stehen. Der höchste Preis aber gebührt unstreitig seinen beschreibenden ländlichen Gedichten, in denen er als Naturmaler unerreicht dasteht, und gewifs wird kein reines, unverkünsteltes und unverdorbenes Gemüth seine Naturschilderungen, so wie seine Beschreibung des häuslichen Stilllebens und des ländlichen Familienglücks ohne Entzücken lesen können.

Wie wahr und treffend sind die Worte, welche der früh vollendete Hölty schon im Jahr 1773 im Sehergeiste seinem trefflichen Freunde zurief:

Klimme muthig den Pfad, Bester, den Dornenpfad
Durch die Wolken hinauf, bis du den Strahlenkranz,
Der nur weiseren Dichtern
Funkelt, dir um die Schläfe schlingst.
Heifser liebe durch dich Enkel und Enkeln
Gott und seine Natur, herzliche Brudertreue,
Einfalt, Freiheit und Unschuld,
Deutsche Tugend und Redlichkeit!

---

*) Geb. 1779, gest. 1822 als Professor an der Universität zu Heidelberg, wohin er von Weimar gegangen war, wo er mehrere Jahre Professor am Gymnasium gewesen.

Vofs, wie Schiller, war vorzüglich begeistert von der Pflicht des Dichters, durch Macht der Rede zu allem Guten, wider alles Unedle Herz und Geist des ganzen Volks zu erwecken. Er selbst singt in dieser Beziehung:

Wo späht ein freier Späher?
Gefesselt lahmt Vernunft
Durch Machtgebot und Zunft
Der Herrscherling' und Seher.
Was Ehre sei, was gut,
Was schön und herzerhebend,
Der Ausspruch hänget schwebend
An Wahn und Uebermuth.

O Dichter, lehrt die Menge,
Verachtend Groll und Hohn,
Durch süfsen Ammenton
Begeisterter Gesänge!
Einst weicht von Herz und Ohr
Des Ungefühles Nebel,
Der hoh' und niedre Pöbel
Vernimmt und staunt empor.

Vofs war der erste unter den neuern Dichtern aller Völker, der den falschen Weg, den alle modernen Idylliker vor ihm, unter uns besonders S. Gefsner und auch Ch. E. v. Kleist, betreten hatten, verliefs und auf den allein wahren Pfad der Alten zurückkehrte, auf dem er auch bis jetzt ohne Nachfolger geblieben ist, so dafs Jean Paul, in seiner Vorschule der Aesthetik, Theokrit und Vofs mit Recht die Dioskuren der Idylle nennt, und behauptet, dafs die Idylle nicht von Gefsner noch von den Franzosen, sondern nur von Geistern, wie Theokrit und Vofs, gedichtet werden dürfe, in deren Idyllen jedes Wort naiv, charakteristisch, farbig, fest und wahrhaft sei. — Vofsens Idyllen zeichnen sich vorzüglich durch mimische Wahrheit in der Darstellung der Sitten und Lebensart der niedersächsischen Landleute aus, und man versteht sie um so besser und bewundert sie um so mehr, je genauer man mit den Eigenthümlichkeiten von Mecklenburg, dem Vaterlande, und von Holstein, dem vieljährigen Aufenthalte des Dichters, bekannt geworden ist. Besonders beachtungswerth und anziehend, sowohl in Hinsicht der darin gebrauchten Sprache der alten Sassen, der gewöhnlich sogenannten plattdeutschen Mundart, als auch durch die einzig treue Schilderung der Lebensweise und der Eigenthümlichkeiten der Landbewohner von Niedersachsen, sind seine sassischen Idyllen: „de Winterawend" und „de Geldhapers", die in ihrer Art nur mit Hebel's allemannischen Gedichten verglichen werden können,

wie verschieden sie von ihnen, dem Geiste und der Behandlungsweise nach, in mancher Hinsicht auch immer sein mögen. Am vollendetsten und gelungensten jedoch sind ohne Zweifel „der siebzigste Geburtstag“, der in seiner stillrührenden, mildlächelnden Feier als das köstlichste idyllische Gemälde erscheint, und „die Luise“, von der Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung sagt: „Voſs hat mit seiner Luise unsere deutsche Literatur nicht bloſs bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frei, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltenem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhme gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muſs mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuſs zu gewähren.“ —

Welch einen auſserordentlichen Eindruck die Luise und die Gedichte von Voſs überhaupt auf Göthe gemacht haben, erzählt er uns theils selbst in seinem Leben, theils geht es auch aus der Beurtheilung desselben hervor, welche er, der höchste Meister der gesammten Literatur, selbst zu geben der Mühe werth gehalten. Das ehrenvollste, herrlichste Zeugniſs für Voſs ist aber der Umstand, daſs es ihm unter allen Zeitgenossen allein gelungen ist, Göthe, der sonst immer nur Andern noch unbetretene Bahnen eröffnet und gezeigt hat, zu einer neuen Hervorbringung zu begeistern, wenn auch der Nachahmer hier ohne Zweifel das Vorbild in dichterischer Hinsicht weit übertroffen hat. Daſs aber Göthe bei seinem idyllischen Epos Herrmann und Dorothea die Luise sich zum Muster genommen, spricht er selbst deutlich aus in einer „Herrmann und Dorothea“ überschriebenen Elegie:

> Uns begleite des Dichters Geist, der seine Luise
> Rasch dem würdigen Freund, uns zu entzücken, verband.

Auch in den Xenien, in welchen Voſs fast allein, statt beiſsenden Spottes, höchste Auszeichnung erfährt, spricht Göthe mit Bewunderung von der Luise:

> Wahrlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
> Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

Trunken vor Freude über die Erscheinung der Luise war Gleim, wie uns in seinem Leben von Körte umständlich erzählt wird, und auch Klopstock fühlte sich, nach einer Mittheilung von Matthisson in seinen Erinnerungen, von derselben ungewöhnlich angezogen und ergriffen.

Zum Schlusse möge noch das Urtheil stehn, das Wieland über Voſs als Dichter gefällt hat: „Ihm gebührt das seltene Lob, unter den besten Dichtern unserer Nation einen der ersten Plätze errungen zu haben. Klassischer Geschmack mit Genialität und Laune, Leichtigkeit des Schwungs mit Festigkeit der Hand (wenn man so sagen kann), in der Art, jedem Gegenstand in Umriſs, Farbe und Ausdruck die täuschendste Wahrheit zu geben; eine Diktion voll Kraft und Wärme, wobei ihm immer der ganze Reichthum der Sprache zu Gebote steht, und immer gleiche Schönheit der Verse in alten oder neuen Sylbenmaſsen, mit und ohne Reim, sind Eigenschaften, die allen seinen Gedichten gemein sind. In dem Gebiete des Idylls bahnte er sich einen neuen Weg. Die Natur, welche er schildern will, steht in seinen Idyllen rein und ungeschmückt, in ihrer leibhaften Gestalt und in ihren kleinsten Zügen, ohne einen idealischen Zusatz und in einer treuherzigen Sprache geschildert, da." —

Doch wie ausgezeichnet auch Voſs als Dichter jedem Unbefangenen erscheinen muſs, so ist er doch gröſser noch als Uebersetzer; denn hier steht er in seiner Art als einzig und unübertroffen, ja im Ganzen genommen fast als unerreichbar da; denn nicht nur Deutschland, wo nach Luther, Männer wie Herder, A. W. Schlegel, Gries, Fr. Jacobs, Schleiermacher und Andere als Uebersetzer glänzen, hat keinen solchen mehr aufzuweisen, sondern auch kein anderes Volk kann sich in irgend einem Jahrhundert eines Mannes rühmen, welcher so viele ausgezeichnete Dichterwerke des Auslandes mit so viel Geist und Gewandtheit, mit solcher Treue und solchem Glücke, mit so beispielloser Sprachgewalt und einem so unermüdlichen, nie auf den errungenen Lorbeern ausruhenden, Fleiſse in seine Muttersprache übertragen hätte, als unser Voſs, der uns die Werke von Homer, Hesiod, dem angeblichen Orpheus, von Theokrit, Bion, Moschos, von Aratos, Aristophanes, Virgil, Ovid, Tibull und Horaz herrlich verdeutscht, und uns dadurch den wahren Geist des Alterthums mehr aufgeschlossen und enthüllt, und uns in das Verständniſs jener Dichter besser eingeweiht hat, als alle bloſs wortklaubende Philologen zu thun im Stande gewesen wären. Am gelungensten möchten unter seinen Verdeutschungen wohl sein Virgil und Homer genannt werden müssen; auch ist besonders sein herkulisches Verdienst um Uebersetzung des Mäoniden, wie Herder sich ausdrückt, jetzt fast allgemein anerkannt, und schon von Wieland im deutschen Merkur nach Gebühr gepriesen worden. Klopstock äuſserte in den grammatischen Gesprächen, daſs Homer, wenn er jetzt in der Urschrift verloren ginge, aus der Uebersetzung von Voſs wieder vergriecht werden könne.

Auch durch die Uebersetzung und Erläuterung des Shakespeare, die er in Gemeinschaft mit seinen Söhnen, Heinrich und Abraham, unternommen, hat er sich den gröfsten Anspruch auf unsern Dank erworben. Denn wie hart auch von manchen Seiten über diese Bemühungen geurtheilt worden, so möchten doch auch sie in ihrer Art wohl so leicht nicht übertroffen werden, und erst die Folgezeit dürfte sie wohl nach ihrem ganzen Verdienste würdigen, obgleich auch jetzt schon Männer, wie Göthe und Jean Paul, sich sehr günstig über sie ausgesprochen haben, von denen der letztere unter andern sich also darüber äufserte: „Durch die Keckheit der drei Uebersetzer, den einsylbigen Britten in einen einsylbigen Deutschen zu verwandeln, gewinnt die Sprache wahrhaft, deren Wasser Andere so wenig, wie das physische einer Zusammendrückung fähig halten. Wie hab' ich in „Wie ihr wollt" des Vaters alte Gediegenheit bewundert, die Silber in das kleinere Gold für den engeren Raum umsetzt! Es ist mir ordentlich ein zweites Original, so sprachgediegen, so farbenreich und keck steht es da! — Die Tadler, die den Shakspeare fliefsend im Deutschen haben wollen, vergessen, dafs er ja selbst im Englischen für die Britten ein Strom voll drängendes Flöfsholzes ist." — Laut englischen und amerikanischen Berichten hat dieses Unternehmen auch sogar in England und Amerika bereits grofse Aufmerksamkeit erregt und vielen Beifall gefunden.

Hier möchte auch wohl der schicklichste Ort sein, das eben so rastlose, als sinnige und einsichtige Bestreben von Vofs nach Erlangung der möglichsten Vollendung seiner Werke zu erwähnen, das sich in den verschiedenen Ausgaben seiner Uebersetzungen, besonders des Homer und Virgil, so wie auch seiner eigenen Gedichte, so deutlich ausspricht, und wiewohl bis jetzt noch keine andere Uebersetzung eine solche Vollkommenheit erreicht hat, wie im Ganzen genommen die Vossischen, so beruhigte sich der Treffliche doch nicht dabei, sondern lieferte in jeder neuen Auflage eine Menge der überraschendsten, oft kaum für möglich gehaltenen Verbesserungen, und es wäre gewifs ein eben so anziehendes, als lehrreiches Unternehmen, die verschiedenen Lesarten aller Ausgaben des Homer, Virgil und der eigenen Gedichte von Vofs zusammenzustellen, damit studirende Jünglinge an der Aufsuchung der Gründe zu jenen Aenderungen sich üben und bilden könnten. —

Um Vofs als Uebersetzungskünstler in das rechte Licht zu stellen, und ihm den gebührenden Platz anzuweisen, möge hier noch folgende Stelle aus dem prosaischen Theile von Göthe's westöstlichem Divan stehen:

„Es giebt dreierlei Arten Uebersetzung. Die erste macht uns in unserem eigenen Sinne mit dem Auslande bekannt; eine schlicht prosaische ist hiezu die beste. Denn indem die Prosa alle Eigenthümlichkeiten einer jeden Dichtkunst

völlig aufhebt, und selbst den poetischen Enthusiasmus auf eine allgemeine Wasserebene niederzieht, so leistet sie für den Anfang den gröfsten Dienst, weil sie uns mit dem fremden Vortrefflichen mitten in unserer nationellen Häuslichkeit, in unserm gemeinen Leben überrascht, und ohne dafs wir wissen, wie uns geschieht, eine höhere Stimmung verleihend, wahrhaft erbaut. Eine solche Wirkung wird Luthers Bibelübersetzung jederzeit hervorbringen. Hätte man die Nibelungen gleich in tüchtige Prosa gesetzt, und sie zu einem Volksbuche gestempelt, so wäre viel gewonnen worden, und der seltsame, ernste, düstre, grauerliche Rittersinn hätte uns mit seiner vollkommnen Kraft angesprochen."

„Eine zweite Epoche folgt hierauf, wo man sich in die Zustände des Auslandes zwar zu versetzen, aber eigentlich nur fremden Sinn sich anzueignen und mit eignem Sinne wieder darzustellen, bemüht ist. Solche Zeit möchte ich im reinsten Wortverstand die parodistische nennen. Meistentheils sind es geistreiche Menschen, die sich zu einem solchen Geschäfte berufen fühlen. Die Franzosen bedienen sich dieser Art bei Uebersetzungen aller poetischen Werke; Beispiele zu Hunderten lassen sich in Delille's Uebertragungen finden. Der Franzose, wie er sich fremde Worte mundrecht macht, verfährt auch so mit den Gefühlen, Gedanken, ja den Gegenständen; er fodert durchaus für jede fremde Frucht ein Surrogat, das auf seinem eigenen Grund und Boden gewachsen sei. Wieland's Uebersetzungen gehören zu dieser Art und Weise; auch er hat einen eigenthümlichen Verstands- und Geschmackssinn, mit dem er sich dem Alterthum, dem Auslande nur insofern annäherte, als er seine Convenienz dabei fand. Dieser vorzügliche Mann darf als Repräsentant seiner Zeit angesehen werden; er hat aufserordentlich gewirkt, indem gerade das, was ihn anmuthete, so, wie er sich's zueignete, und es wieder mittheilte, auch seinen Zeitgenossen angenehm und geniefsbar begegnete."

„Weil man aber weder im Vollkommnen noch Unvollkommenen lange verharren kann, sondern eine Umwandlung nach der andern immerhin erfolgen mufs, so erlebten wir den dritten Zeitraum, welcher der höchste und letzte zu nennen ist; derjenige nämlich, wo man die Uebersetzung dem Originale identisch machen möchte, so dafs eins nicht anstatt des andern, sondern an der Stelle des andern gelten solle. Diese Art erlitt anfangs den gröfsten Widerstand; denn der Uebersetzer, der sich fest an sein Original anschliefst, giebt mehr oder weniger die Originalität seiner Nation auf, und so entsteht ein Drittes, wozu der Geschmack der Menge sich erst heranbilden mufs. Der nie genug zu schätzende Vofs konnte das Publikum zuerst nicht befriedigen, bis man sich nach und nach in die neue Art hinein hörte, hinein bequemte. Wer nun aber jetzt übersieht, was geschehen

ist, welche Versatilität unter die Deutschen gekommen, welche rhetorische, rhythmische, metrische Vortheile dem geistreich talentvollen Jünglinge zur Hand sind, wie nun Ariost und Tasso, Shakespeare und Calderon, als eingedeutschte Fremde, uns doppelt und dreifach vorgeführt werden, der darf hoffen, daſs die Literargeschichte unbewunden aussprechen werde, wer diesen Weg unter mancherlei Hindernissen zuerst einschlug *) —

Mit den ausgezeichneten Vorzügen, durch welche Voſs als Dichter und Uebersetzer glänzt, stehn in der genauesten Verbindung die auſserordentlichen Verdienste, welche er sich als Sprachschöpfer und Verskünstler erworben hat. Wohl schwerlich möchte es einen Deutschen geben, der einer genauern, innigern und vertrauteren Bekanntschaft mit seiner Muttersprache sich rühmen könnte, als er, der sie nach allen Zeitaltern und Mundarten auf's sorgfältigste erforschte, und auch ihren entlegensten Quellen bis in die innersten Tiefen und bis zu den entferntern Schwestersprachen, dem Englischen, Holländischen, Dänischen und Schwedischen nachgegangen und sie dabei mit steter Beziehung und Vergleichung der klassischen Sprachen des Alterthums, in deren zarteste, innerste Geheimnisse er eingeweiht war, aufzufassen gestrebt. Wohl schwerlich möchte ein deutscher Klassiker gefunden werden, der, in Hinsicht auf Sprachrichtigkeit und Sprachreinheit, die Vergleichung mit ihm aushielte (denn leider, wie Voſs selbst mehrmals mit Wehmuth bemerkt hat, machen unsere besten Schriftsteller noch zuweilen Sprachfehler); und bei vorkommenden Zweifeln, bei entstehenden Streitfragen über Gegenstände der deutschen Sprachlehre ist sein Vorgang von der höchsten Wichtigkeit und sein Beispiel als Ausschlag gebend zu betrachten. Noch viel weniger aber dürfte ein Schriftsteller in Deutschland anzutreffen sein, dem der ganze Reichthum unseres Sprachschatzes so zu Gebote stände, und der, durch die That erweisend, was die Sprache zu leisten vermag, eine solche Sprachgewalt übte, als er.

---

*) Diese Hoffnung ist wirklich schon in Erfüllung gegangen, denn in allen unparteiischen Schriften über die Geschichte der deutschen Literatur, z. B. von L. Wachler (Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Frankfurt a. M. Hermann. 1819. Bd. II. S. 241 ff., Handbuch d. Gesch. d. Lit. II. Umarb. Frankf. a. M. Hermann. 1824. Th. III. S. 292 ff., Lehrb. der Literaturgesch. Leipzig. Barth. 1827. S. 397.), Phil. Mayer (Theorie und Literatur d. deutschen Dichtungsarten. Wien. Gerold. 1824. Th. I. S. 168.), E. Stöber (Geschichte u. Charakteristik der schönen Lit. d. Deutschen. Paris und Strasburg. Levrault. 1826. S. 177 ff.), zum Theil auch von F. Horn (Die schöne Lit. Deutschl. während des 18. Jahrhunderts. Berlin. 1811, und die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, von Luther bis zur Gegenwart. Berlin. 1824 Bd. III S. 214 ff.) und Andern werden die Verdienste von Voſs als Uebersetzer nach Würden und mit gebührendem Danke anerkannt. Auſserdem vergl. man noch Wieland's Werke. Leipzig. Göschen. 1826. Bd. 49. S. 34 — 38., Feſsler's Alonso. Leipzig. 1808. S. 256. ff. und Baumgarten-Crusius in Jahn's Jahrb. f. Philol. und Pädag. 1827. II., 3. S. 251 — 262. und II., 4. S. 363 — 393. —

Gar nicht zu berechnen und nie genug zu schätzen ist der Gewinn, welcher unserer Sprache, die in ihrer ganzen Herrlichkeit sich ihm aufgethan hat, durch seine Schriften zu Theil geworden, in welchen er nicht nur die herrlichsten Ausdrücke aus dem Staube des Alterthums erneut und wieder ins Leben zurückgeführt, sondern auch durch treffliche, fast unentbehrliche Wörter aus den Mundarten und durch zahllose herrliche Neubildungen unsere Sprache unendlich bereichert, und ihr durch die glücklichste Nachahmung griechischer und römischer Wendungen und Wortfügungen eine Geschmeidigkeit, Gewandtheit und Vielseitigkeit, eine Kraft und einen Wohllaut angeeignet hat, deren keine andere neue Sprache sich rühmen kann. Anfangs freilich, als er unsere, der Anlage nach herrliche, aber Jahrhunderte lang äufserst verwahrlosete und vernachlässigte Sprache aus Gottschedischer Verwässerung zu retten und zu kräftigen begann, worin ihm besonders Klopstock und Lessing vorangegangen waren, fanden seine Neuerungen den heftigsten Widerspruch, und wurden als ganz undeutsch und dem Sprachgeiste widerstrebend verschrieen; als aber Göthe und Herder, Wieland und Schiller, Schlegel und Jean Paul freudig zu ihm in die Schule gingen und nach seinen Schriften, wie nach Luther's Bibelübersetzung, ihre Sprache zu bilden anfingen, — da wurde seine Weise bald allgemeiner, und es giebt jetzt selbst kein Taschenbuch und keinen Almanach mehr, in deren Gedichten nicht Ausdrücke und Fügungen vorkämen, die vor kaum 30 Jahren an Vofs noch als undeutsch verketzert wurden, und an denen jetzt kein Mensch mehr Anstofs findet, ja deren Verbannung jetzt eben so grofsen Widerspruch finden würde, als vorher ihre Einführung, und deren in unsern Tagen jeder Schulknabe, bei Fertigung eigner Arbeiten, wie besonders bei Uebersetzung der Alten, sich erfreut, wiewohl dabei nur selten des Mannes gedacht wird, dem wir alle diese grofsen Vortheile verdanken, und der, gleich unserm Luther, der Schöpfer einer ganz neuen Sprache geworden ist, vorzüglich auch mit dadurch, dafs er den einseitigen und höchst beschränkten Ansichten Adelung's mit Kraft und Nachdruck entgegenarbeitete und den schädlichen Einflufs derselben hemmte. So grofs auch Adelung's Verdienste, als fleifsigen Sammlers, immer sein mögen, so fehlte es ihm doch an philosophischem Geiste und besonders an Geschmack und poetischem Sinn, und er war auf dem besten Wege, unsere von Natur herrliche, unendlich vielseitige und bildsame Muttersprache in solche Fesseln zu schlagen, und sie in so enge und unüberschreitbare Grenzen zu bannen, wie die Pariser Akademie bei der französischen wirklich gethan, die nur durch die Revolution von denselben wieder befreit worden ist. Adelung wollte als deutsche Schriftsprache nur die obersächsische Mundart gelten lassen; alles was nicht im häuslichen Kreise der vornehmen Meisner gehört ward, be-

trachtete er als undeutsch, und es kommt uns jetzt wahrhaft lächerlich vor, daſs er Ausdrücke, wie anheben, bieder, licht, als Adjektiv für hell u. v. a. dgl., als dem reinen Deutsch unangemessen, verworfen hat. Kräftig steuerte dieser Verkehrtheit und diesem anmaſsungsvollen Unwesen unser Voſs, theils durch die That in seinen eigenen Hervorbringungen und seinen Uebersetzungen, theils durch nachdrückliche Warnungen in den Anmerkungen zu seinen Gedichten, vorzüglich aber durch seine bekannte Recension über Klopstock's grammatische Gespräche und Adelung's Wörterbuch, in welcher er dessen groſse Mängel aufdeckt und an Einzelnem uns ahnen läſst, was wir zu erwarten gehabt hätten, wenn sein deutsches Wörterbuch, das Werk seines ganzen Lebens, erschienen wäre; Voſs war es hauptsächlich, welcher den, jetzt von den vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands angenommenen und befolgten Grundsatz aufstellte, daſs das Hochdeutsche nicht die Mundart eines bestimmten Kreises, sondern die allgemeine Gesammtsprache von dem ganzen gebildeten Deutschland sei, begonnen von Luther, aber fortgebildet und stets fortzubildend von allen geistreichen Deutschen, und zu bereichern aus den alterthümlichen Sprachschätzen, so wie aus den sämmtlichen Mundarten, und durch zweckmäſsige Neubildungen. Nach diesem Grundsatze behandelt, offenbart Vossen's Sprache eine Herrlichkeit, einen Reichthum, eine Kraft und Fülle, und besonders einen Wohllaut und eine Wohlbewegung, die in seinen Gedichten als der unnachahmlichste Rhythmus, so wie in seiner kraftvollen, straffen Kernprosa im köstlichsten Periodenbau als entzückender oratorischer Numerus sich zeigt, und wodurch seine Sprache vor der aller andern deutschen Schriftsteller glänzt und ganz vorzüglich kenntlich ist. Er machte hauptsächlich aufmerksam auf die unendliche Verschiedenheit der Schreibart, die vom vertraulichen Briefstyl bis zum höchsten lyrischen Schwunge der gröſsten und mannigfaltigsten Abstufungen fähig ist und derselben bedarf, und man kann vor allen andern auf ihn anwenden, was er selbst ausspricht:

Wer, unlässiges Ohrs, nächtlich am Helikon
Lauscht', und, frommes Gefühls, phöbischem Harfenklang,
Als willkommner Gastfreund
Hyberborischer Waldungen:
Wohl erkennt er, und trifft heiliger Musenkunst
Vielfachredenden Ton, von dem zerrüttenden
Donnerhalle der Windsbraut
Bis zum säuselnden Frühlingswehn;
Jeden Geist des Gesanges bildend in jedem Zug
Durch vollendendes Wort, welches wie Luft umflieſst,
Durch harmonische Stimmung,
Durch nachahmenden Rhythmostanz. —

Verdient Voſs als einer der vorzüglichsten Urheber der jetzigen Vollkommenheit unserer Muttersprache unsern wärmsten Dank und unsere innigste Verehrung, so gebührt sie ihm gewiſs nicht minder als dem höchsten Meister im Versbau *). Er hat nicht nur die Grundsätze und Regeln des deutschen Sylbenmaſses in seiner Zeitmessung zuerst festgestellt, und ist so Ordner der prosodischen Grundgesetze unserer Sprache geworden, sondern er hat auch in seinen Gedichten und Uebersetzungen gezeigt, daſs die deutsche Sprache zur Nachbildung aller, sowohl antiken oder rhythmischen, als auch modernen oder melodischen Versarten vollkommen fähig und geschickt ist, und hat für Alle, besonders für die Erstern, die herrlichsten Muster aufgestellt. Nur dem Sonnett allein hat er keinen Geschmack abgewinnen können, sondern ist in seiner äuſserst gehaltvollen und in den mannigfaltigsten Beziehungen höchst lehrreichen Recension von Bürger's Sonnetten mit Heftigkeit gegen dasselbe zu Felde gezogen. Sollte er aber auch zu hart über diese Dichtungsweise geurtheilt haben, der z. B. in Flemming's, Bürger's, Schlegel's und Tieck's Bearbeitung gewiſs Achtung gebührt, und die als moderne Form des Epigrammes im weitern Sinne, neben der antiken Form desselben, dem Distichon, gewiſs auch in unserer Sprache zu bestehen verdient, so dürfen wir uns darüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daſs das erbärmliche, geistlose Geklingel in dieser Reimweise, deren sich besonders gedankenleere, schale Dichterlinge in ihrem faden Nebeln und Schwebeln bedient haben, dem klaren, männlich ernsten Geiste eines Voſs unmöglich zusagen konnte, und daſs dadurch die ganze Versart ihm verleidet ward, wie ja auch Herder und Schiller und so viele ausgezeichnete Dichter Deutschlands kein Gefallen an ihr fanden, und selbst Göthe anfangs nichts von ihr wissen wollte, und nur erst in den neuesten Zeiten einige Versuche in ihr gemacht hat. — Doch diese etwanige Schwäche an Voſs wird reichlich aufgewogen durch seine rastlosen und höchst glücklichen Bemühungen um Ausbildung und Vervollkommnung des deutschen Hexameters, dessen eigentlicher Schöpfer und zweiter Erfinder er zu nennen ist, so wie er auch bis jetzt das höchste Muster in dieser Versart geblieben. Zwar haben A. W. Schlegel in seiner Elegie „Rom" und in einer dem Indischen nachgebildeten epischen Dichtung, F. A. Wolf, in der Probe einer Verdeutschung der Odyssee, und ganz neuerlich Fr. Jacobs in seiner trefflichen Uebertragung

*) Eine umständliche und gründliche Würdigung von Voſsen's Verdiensten um die deutsche Sprache und Verskunst enthält das treffliche Werk von Kolbe (über den Wortreichthum der deutschen und französischen Sprache etc. II. Aufl. Berlin, Realschulbuchhandlung. 1818 — 1820. 3 Thle.), welcher auch die meisten Beweisstellen, fast auf jeder Seite, aus den unsterblichen Werken von Voſs und Göthe entlehnt hat.

der

der griechischen Anthologie im zweiten Theile seiner vermischten Schriften, so wie Kannegiefser und Schwenk in einigen Proben Homerischer Uebersetzungen, und manche Andere, bei Bildung des deutschen Hexameters Grundsätze befolgt, nach welchen der Vossische Hexameter, als noch unvollkommen und mangelhaft erscheint, indem sie besonders, nach dem Vorgange der Griechen und Römer, den Gebrauch der Trochäen in diesem Verse gänzlich verwerfen. Es ist aber wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs Vofs, der zusammengenommen wahrscheinlich mehr Hexameter gebildet hat, als je irgend ein anderer Mensch überhaupt, gewifs auch im Stande gewesen wäre, den deutschen Hexameter nach diesem strengsten Gesetze einzurichten, wenn er nicht seine guten Gründe gehabt hätte, davon abzuweichen *). Bei kleinern Gedichten und kürzern Abschnitten eines Ganzen, mag die genaue Anwendung des antiken Gesetzes wohl anwendbar sein; aber in gröfsern Dichtungen möchten vielleicht andere wesentliche Schönheiten dabei aufgeopfert werden müssen, und der Gebrauch von lauter Spondeen neben den Daktylen, wovon jene in unserer Sprache im Ganzen nur selten sind, möchten leicht eine gewisse steife Gezwungenheit erzeugen, ungefähr eben so, wie bei der ganz genauen Nachbildung der ottave rime mit lauter weiblichen Reimen, dergleichen Schlegel u. A. versucht haben, in längeren Gedichten eine unerträgliche Eintönigkeit und schleppende Mattigkeit in unserer Sprache entstehn würde, da sie an vieltönigen, mannichfaltigen, besonders von dem tonlosen e und en befreiten, weiblichen Reimen so arm ist. Sollte also nicht vielleicht in diesem Betracht die zwar weniger strenge und gesetzmäfsige, aber unserer Sprache mehr zusagende und angemessene Vossische Nachbildung des Hexameters, die den Spondeus auch zuweilen durch einen Trochäus ersetzen läfst, den Vorzug verdienen? eben so wie die Nachbildung der achtzeiligen Stanze mit Abwechselung männlicher und weiblicher Reime, in der Weise, wie Göthe, Schiller, Vofs und besonders Gries in seinem Tasso und Ariosto sie behandelt, einem deutschen Ohr gewifs angenehmer ist und besser zusagt? — Wenn es aber auch der Kunst und den fortgesetzten Bemühungen reichbegabter Männer wirklich gelingen sollte, den Hexameter ganz nach der höchsten Strenge des griechischen Gesetzes und ohne anderweitige Nachtheile und Opfer in unserer Sprache auszubilden und ihn so auf eine noch höhere Stufe der Vollkommenheit zu erheben, als ihn selbst Vofs gebracht hat; so würde diesem doch immer die Ehre und das Verdienst gebühren, dafs man ohne

*) Ueber diesen Gegenstand verdient vorzüglich Beachtung ein Aufsatz von Gotthold: Ist es rathsam, den Trochäus aus dem deutschen Hexameter zu verbannen? — In F. A. Gotthold's kleinen Schriften über die deutsche Verskunst. Königsberg, Universitätsbuchhandlung. 1820.

seine unerhörten Leistungen wohl schwerlich auf den Gedanken, geschweige denn zur Erreichung einer solchen Vollendung gekommen wäre, wie diefs auch selbst A. W. Schlegel in seiner Recension von Vossens Homer (neuabgedruckt in A. W. Schlegel's kritischen Schriften. Berlin, G. Reimer. 1828. Th. I. S. 153.) anerkennt: „Vielleicht ist die Zeit nicht sogar weit entfernt, wo es nicht mehr erlaubt sein wird, in den Hexameter reine Trochäen aufzunehmen. Freilich mufs es alsdann möglich sein, diefs Gesetz zu beobachten: ein Ziel, welchem uns eine solche Masse vortrefflicher Hexameter, als Vofs beinahe beispiellos geliefert hat, denen bei der Umgehung der Schwierigkeiten tausend und tausend Vortheile abzulernen sind, um ein Grofses näher bringt."

Zum Schlusse des Abschnittes sei es mir noch gestattet, ein Gedicht von Vofs anzuführen, das in Hinsicht des ausdrucksvollen, malerischen Rhythmus und des Wohlklanges in unserer ganzen Literatur wohl schwerlich seines Gleichen haben möchte, und in welchem er eine Nachbildung des strophischen Chorgesanges der Griechen versucht hat, wobei er jedoch absichtlich dem noch weniger gebildeten nnd noch ungewohnten deutschen Ohre durch den Reim zu Hülfe gekommen. Es ist überschrieben: Die Braut am Gestade.

Strophe.

Schwarz wie Nacht, brausest du auf, Meer!
Wie wogt, wie krümmt sich und schäumt Brandung!
Wer? o Gott! fliegt in dem Sturm? wer?
Und fleht, die Hände gestreckt, Landung?
Ein weites Grab
Wogt furchtbar, zum Tod winkend!
Auf rollt's und ab,
Nun strudelt das Schiff sinkend!

Gegenstrophe.

Ach ihr schweigt, Stimmen der Angst! schweigt!
Des Sturmwinds Todtengesäng' hallen!
Ach des Kiels Scheitergeripp' steigt,
Und Männer, ringend mit Tod, wallen!
Mein Trauter, du?
Todt wallest du, todt? Jammer!
Gieb, Meer, uns Ruh!
Sei beiden uns Brautkammer! —

Nachstrophe.

Also die Braut; und hoch vom Geklipp sprang
Sie hinab, wo die Fluth wild sich empor steilet.

Wehe, sie sank, hebt wieder das Haupt, sank,
Und des grausen Orkans Todtengeheul heulet!
Wer ist, der die Wogen hindurch strebt,
Wie mit göttlicher Kraft? O er lebt, lebt!
Schon trägt er mit göttlicher Kraft
Sie, dem brausenden Strudel entrafft;
Und, gespornet vom zürnenden Fuſs, zerschellen
Die Brandungen dort, hier sanftere Wellen.
Ihm ruht an dem Herzen die Braut, wird warm,
Und erwacht, o Wonn'! in des Lieblings Arm! —

Die Verdienste, welche sich Voſs als Alterthumsforscher und Philolog im vollkommensten Sinne des Wortes erworben, sind bekannt genug und fast allgemein nach Gebühr gewürdigt, vorzüglich das, was er durch seine mythologischen Forschungen, als der eigentliche Begründer einer wissenschaftlichen Mythologie, und durch seine Untersuchungen über alte, besonders homerische und hesiodische Geographie, so wie durch seinen, als vorzüglichstes Muster geltenden, herrlich gearbeiteten Kommentar zu Virgils ländlichen Gedichten, und noch ganz zuletzt durch seinen Kommentar zu dem Hymnus an Demeter, geleistet hat. Seine erhabene, würdige Ansicht von dem Zwecke des Studiums der Alten hat er in seiner Vorrede zum Aratos herrlich ausgesprochen: „Möchte doch in gelehrten Schulen das lehrreiche Werk des Aratos, nicht weniger als Virgil's lehrreiches Landgedicht, mit altvätrischem Fleiſs erklärt werden! erklärt durch Entwickelung der Dichtersprache, und der besungenen Kenntnisse und Vorstellungen! Möchten die Jünglinge, wie hier und dort, überall durch grammatische Tüchtigkeit fortstreben zum geistigen Genusse dessen, was griechischer Geist in rastloser Forschbegier als wahr achtet, als gut, schön, als menschlich! Des griechisch denkenden Römers Wort humanitas, Menschlichkeit, meint nicht abgezogene Sprachkunde, sondern in Rede und Gesang ausgesprochene Weisheit und höhere Gesinnung, die des Menschen Geist über thierisches Wohlsein zum Göttlichen erhebt. Ein so veredelter Geist wird auch des gemeinen Römers humanitas ausüben, milde Leutseligkeit, umgängliche Lebensart, Achtung wie vor Gleichwürdigen und freisinnigen Bürgerton, der eben so weit von bäurischer Ungeschlachtheit entfernt ist, als von der höfischen Glattzüngigkeit des Herzlosen."

„Schon erwacht in mehreren Schulen der Geist: ein erfreuliches Vorzeichen, daſs, nach dem träge brütenden Qualmnebel der mystischen Winternacht, wieder auftage der belebende Lenz mit Fruchtknospen der edleren, allsegnenden Menschlichkeit." —

Für Beförderung des Studiums der wahren Philologie hat er jedoch nicht nur durch seine, mit dem bewundernswürdigsten Fleifse gearbeiteten, Schriften gewirkt, sondern vorzüglich auch durch mündliche Belehrung eine Reihe von Jahren hindurch als Rektor in Otterndorf und besonders in Eutin. Die segensreiche Art, wie er dort sein Amt verwaltet, lebt noch in dem dankbaren Andenken vieler trefflicher Schüler, die er gebildet, und er selbst entwirft auch gelegentlich, ohne es eigentlich zu wollen, ein entzückendes Bild von seinem trefflichen Wirken als Lehrer: ein Verdienst, das bei einem solchen Geiste, wie der seinige, wohl nur selten zu treffen sein möchte. Im Sophronizon erzählt er: „Nach langem Kampfe mit Gram und Verdrufs war uns eine Gesundheitsreise zum theilnehmenden Vater Gleim nothwendig. Zwar, da mir ein Amtsgehülfe fehlte, blieb indefs meine Klasse verwaist; aber meine zur Selbstthätigkeit gewöhnten Schüler hielten für sich Schule. Die älteren, nach tüchtiger Vorbereitung, erklärten gemeinschaftlich in berathendem Gespräch, indem einer den Lehrer vorstellte, und halfen den jüngern fort, wie auch sonst Sitte war; Zweifel und unlösbare Schwierigkeiten wurden für meine Zurückkunft angemerkt. Weil ich sie als ehrliebende Jünglinge nahm, mit ihnen auf den Bänken safs, die Grenzen meiner Erkenntnifs, und was ich jenseits vermuthete, aufrichtig angab, immer Wahrhaftigkeit, redlichen Fleifs, Selbstforschen empfahl, die reiferen oft zu Tische lud, oft alle zu einem Grünauischen Waldfest am Kellersee mitnahm; so konnt' ich auch abwesend ihrer Bescheidenheit sicher sein. Leichtere Unarten wurden gewöhnlich von ihnen selbst abgethan; Verdrufs machten mir nur einige Fremde, die ich, durch Umstände genöthigt, schon mit einer Falte bekam; die Schulstunden, auch wenn sie mich abmüdeten, waren mir Aufheiterung. Dabei vollkommene Schulfreiheit, ein für mich erkauftes heiteres Haus mit einem Garten am See, voll Agneserinnerungen, eine Gegend, die uns in Heidelberg reizend blieb, einfach herzliche Lebensart, Nähe von Hamburg, Lübeck, Dithmarschen und Kiel (und welchen Menschen!), biedere und zutrauliche Mitbürger, ein solcher Minister, ein solcher Fürst! Man begreift, dafs ich jeden Ruf nach Halle (vor Wolf), nach Breslau (vor Manso), nach Altona, nach Kiel ablehnte, und dafs endlich mich Entkräfteten nur der tückische Ostwind wegkneipen konnte. Verzeihung, grofsgünstiger Leser; mir ward altteutonisch zu Muth."

Und an einer andern Stelle sagt er: „Allenthalben, wo sich Gelegenheit darbot, bei Homer, Virgil, Cicero, Milton, Tasso, trachtete ich, die Jugend aus finsterem Wahn zu heiteren Begriffen von Menschenwohl zu erheben; das war mir das Heiligste meines Berufs."

Höchst ehrenvoll ist auch das Zeugnifs, welches ein urtheilsfähiger Aufseher der Schule, der Eutinische Superintendent Götschel, über seine Amtsführung in Eutin abgelegt hat: „Eckermann's Nachfolger eine Lobrede als Gelehrten zu halten, wäre Anmafsung. In dieser Hinsicht hat Deutschland und das Ausland längst über Vofs entschieden, und wir müfsten die Nachwelt, die anders entschiede, bedauren. Aber während man ihn als Dichter, als Philologen, als Geschichtforscher, als Selbstdenker in jedem Fache, überall gewürdigt hat, wurden seine Verdienste als Schulmann, im Berufssinne des Worts, bei weitem nicht so allgemein bekannt, als wir sie kannten. In allen Gegenden, in allen Berufsarten, sind seine Schüler zerstreut; aber es ist keiner, der nicht auch über die Art, wie er seine Schüler zum Selbstdenken gewöhnte, und die beim Schulamte hauptsächlich in Betrachtung kommt, mit Begeisterung spräche, es ist selbst unter denen, die zwar nicht als Schüler der Schule (wenn ich so unterscheiden darf), sondern als Schüler des Umgangs, von ihm lernten, gewifs keiner, welcher nicht die liebreiche Weisheit — ihm so eigenthümlich als natürlich — mit der er jeden zu sich hinaufzuziehen wufste, noch jetzt bewunderte. Gegen zwanzig Jahre wirkte er hier auf seine Weise im Stillen, ohne dafs, meines Wissens, die gegen seine öffentlichen Arbeiten dankbare Mitwelt dieser eigentlichen Berufswirksamkeit Erwähnung gethan hätte. Aber Vofs verschmähte auch die Künste, mit denen oft weniger gute Schulen zu blenden suchen. Er lebte in seinen Schülern selbst, und der Umgang mit denen, die er gebildet hatte und zu bilden fortfuhr, war ihm in seinem hiesigen spätern Leben Erholung nach der Arbeit. Man konnte von diesem Verhältnisse zwischen Lehrer und Schülern nie ohne freudige Rührung Zeuge sein." —

Alle bisher erwähnten Verdienste, durch welche Vofs zu einem der gröfsten Wohlthäter Deutschlands sich erhoben, werden jedoch verdunkelt und in den Schatten gestellt durch seinen glühenden Eifer für Recht und Wahrheit, durch seinen muthigen Kampf für Licht und Denkfreiheit gegen Verfinsterung und Geisteszwang, durch seine Beschirmung der Rechte der Vernunft und der Menschheit. Und doch ist diefs gerade der Punkt, wo er am meisten verkannt, wo sein redliches Streben am häufigsten gemifsdeutet, wo seine Gemüthsart von so Vielen verdächtig gemacht, wo er einer hämischen, boshaften Gesinnung beschuldigt, und durch Leidenschaft verblendet und zanksüchtig gescholten wird. Sein Kampf gegen Adelung und Heyne und zuletzt gegen Stolberg, Creuzer und Andere haben ihn bei Vielen, die von der Lage der Dinge nicht genau unterrichtet, oder befangen und nicht frei von Vorurtheilen waren, in üblen Ruf gebracht. Wie heilsam aber sein Auftreten gegen Adelung war, ist oben gezeigt worden; seinen Streit mit Heyne

hat er selbst in dem „Abrifs seines Lebens" ausführlich erzählt, und mit Aktenstücken belegt, durch welche er in den Augen jedes Unpartheiischen als vollkommen gerechtfertigt und schuldlos da steht. Ich erlaube mir, hier nur den Schlufs seiner Darstellung anzuführen, wo es heifst: „In Apollodor's letzter Ausgabe wird der Verfasser der mythologischen Briefe S. 119. gezüchtiget als Ochsentreiber, als Possenreifser, als illiberaler Anfeinder der Guten, und derer, die gut an ihm selbst gehandelt. Man sieht, wie alle Unwahrheiten von der Person des Gegners, die Heyne durch Lichtenberg ausgebracht, und später aus Scheu eines angedroheten Injurienprozesses gehemmt hatte, sich allmählich wieder hervorwagten, erst in vorsichtigen Andeutungen, und zuletzt mit schamloser Dreistigkeit. In der Darstellung von Hölty's Leben ward über die göttingischen Verhältnisse umständlicher vor Mitkundigen geredet; wobei Vofs den Mann, der die entehrenden Vorwürfe des Undanks für Lehren und Wohlthaten, trotz allen Ehrenrettungen, hartnäckig wiederholte, feierlich auffordert, sie wahr zu machen mit nicht schonendem Beweise, oder, was Alles gut machen sollte, sich zu ermannen, bevor die letzte Sonne ihm unterginge, zum redlichen Geständnisse des Unrechts. Weder diefs, noch jenes geschah. Und dieser Mann schrieb in dem Briefe vor Schaubach's Eratosthenes, er wolle sterbend den Ruhm jener Grabschrift hinterlassen: *Nemini maledixit.* Er vertraute der ebendaselbst geäufserten Bemerkung, dafs um Recht und Unrecht in fremden Privathändeln sich Wenige bekümmern. Er dachte hinzu, dafs seine, des Weitwirkenden, stets und überall wiederholte Beschuldigung in tausend Stimmen nachhallte, die Ehrenrettung aber, wie ernsthaft auch und wie stark sie sich erhub, immer nur Eine Stimme blieb. — Vofs hat sein Leben hindurch Geist und Wissenschaft, so viel ihm ward, für Wahrheit, Recht und Veredlung angewandt. Sein Glaube war, kein Dichter, kein Gelehrter kann tüchtig sein, wenn er nicht gut ist als Mensch. Gut zu sein und Guten zu gefallen, trachtete er von Kindheit auf. Gekämpft hat er gegen Unrecht und Verleumdung und nie eine Persönlichkeit erwiedert. Der Mann, der statt der Sache die Person angriff mit Erdichtungen, steht nun da, wo er's nicht mehr gut machen kann, wo er die letzte Anmahnung verschmäht zu haben bereut, und den Eifer des Schwiegersohns, der die Geschichte des Streits unwahr erzählt, mifsbilligt. Man sieht sich wieder und angenommen wird endlich die oft dargebotene Friedenshand." —

Kann man wohl einem Manne, dessen ganzes Leben so ausgezeichnet und herrlich gewesen, der in seinen Gedichten die erhabensten Gesinnungen ausspricht, über den seine Freunde, die achtungswürdigsten Männer, einstimmig die günstigsten Zeugnisse ablegen, kann man wohl einem solchen eine Aeufserung der Art

für Heuchelei auslegen? — Kaum bei einem Bösewichte dürfte man, besonders wenn er dem Grabe so nahe stände, wie Voſs damals, ein solches Wort für erlogen und nichtig halten! — Aber wie, fragen Manche, wie konnte er den Grafen Stolberg, seinen ehemaligen Busenfreund, so hart anklagen, so tief kränken? — Steht denn die Sache des Rechts und der Wahrheit, die heilige Sache der Menschheit nicht höher als selbst die Pflicht der Freundschaft? und sollen wir Gott nicht mehr gehorchen, als den Menschen? — Wenn Voſs in seinem edlen Zorne auch vielleicht zu weit gegangen wäre, so kann man ihn darob durchaus nicht tadeln, wenn man bedenkt, daſs jeder, dessen Herz von Liebe zur Wahrheit und zum Recht, und von Haſs gegen Unrecht und Lüge durchglüht ist, auch in heiligem Eifer entbrennen muſs; und daſs durch Lauheit und Leiseauftreten, und durch jene Halbheit und Menschenfurcht, welche es mit der Welt nicht verderben mag, der guten Sache nur geschadet wird. Ich brauche nur an unsern Glaubenshelden Luther zu erinnern, mit dem Voſs, wie als Dichter, Uebersetzer und Sprachschöpfer, so ganz vorzüglich auch als mannhafter Vertreter der heiligen Menschenrechte und Bekämpfer der Finsterniſs, die gröſste Aehnlichkeit hat. Auch er ist oft getadelt worden über seinen zu weit gehenden Eifer; — wäre dieser aber schwächer und minder auflodernd gewesen, so würde ihm auch der Muth gefehlt haben, sein schweres Unternehmen zu Ende zu führen, und sich durch die tausend Hindernisse, Schwierigkeiten und Gefahren hindurchzukämpfen; und schwerlich würde er seinen Endzweck erreicht haben! —

Daſs nur reiner, lauterer Eifer für Menschenwohl, daſs nur das innige Gefühl der Pflicht unsern Voſs zur Anklage gegen Stolberg und die Mystiker bewogen, und zu diesem von so Vielen verdammten Schritt angetrieben, das wollen wir aus seinem eigenen Munde hören; vorher aber sei es mir erlaubt, noch einige Zeugnisse über seinen Charakter anzuführen, die um so unverdächtiger sind, da sie nicht nur von den unbescholtensten, hochachtungswürdigsten Männern herrühren, sondern auch in vertraulichen Briefen vorkommen, die gar nicht zur öffentlichen Bekanntmachung bestimmt gewesen, und wo also gewiſs die innigste Ueberzeugung und lauterste Herzensmeinung ausgesprochen worden. Der bekannte Kunst- und Sprachforscher Fernow *) schrieb im Jahr 1803, bald nach seiner Anstellung als Professor in Jena, wo damals auch Voſs lebte, an den Hofrath Böttiger: „Das Uebersandte habe ich an Voſs überbracht. Ich war schon bei ihm gewesen, und hatte schon ein Paar Pfeifen Taback mit dem Schöpfer des deutschen Hexameters verraucht. Er ist wirklich ein Mann, wie aus einer, ich will

*) S. Fernow's Leben, von Johanna Schopenhauer. Tübingen, Cotta. 1810.

nicht sagen höhern, aber bessern Welt, und ich hoffe, ich werde näher mit ihm bekannt werden." —

Und Gleim *) schrieb einem Freunde: „Wir schwimmen im höchsten Vergnügen; einen Vofs, in ihm einen Homer, Virgil, Theokrit, bei sich im Hause zu haben, und eine Vosin, die an Unschuld und Liebe zum Guten ihm gleich ist, das, Theurer, ist ein höchstes Vergnügen! Lange aber halten schwache Menschen solch ein Vergnügen nicht aus!" — Und an Schadow in Berlin schrieb Gleim: „Hofrath Vofs aus Eutin wird nächstens einige Tage zu Berlin sich aufhalten. Kennten Sie, lieber Herr Schadow, diesen vortrefflichen Mann so gut als ich, so legten Sie die Unsterblichkeit, an der Sie jetzt eben arbeiten, bei Seite, suchten ihn auf, und zeichneten seinen herrlichen Kopf, damit es Ihrer Kunst, wenn Sie dereinst darum gebeten würden, möglich wäre, diesen Kopf für die Nachwelt in Marmor zu verewigen!" — Die Folge dieses Briefs war, dafs Schadow die Büste des Dichters lieferte. —

Das meiste Licht über Vossens Denkungsart verbreiten einige Strophen aus seinem Gedichte: die Entschlossenheit, wo er singt:

Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu' auf immer!
Vergebens lockt die Welt und dräut
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sei noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, ja schnöder Tod;
Unredlich sein ist schlimmer!

Wir müssen, müssen vorwärts gehn,
Wie Wahn und Trug auch toben:
Uns hat, zum Himmel aufzusehn,
Gott selbst das Haupt erhoben!
Drum wank' und fall' es links und rechts,
Wir sind unsterblichen Geschlechts;
Das Vaterland ist oben! —

und das Motto vor dem ersten Theile seiner Antisymbolik, eine Stelle aus Lessing's Schrift gegen Klotz: „Zum Besten der Mehreren freimüthig sein, ist Pflicht; sogar es mit Gefahr sein, darüber für ungesittet und bösartig gehalten zu werden, ist Pflicht. — Wenn ich Kunstrichter wäre; wenn ich mir getraute, das Kunstrichterschild aushängen zu können, so würde meine Tonleiter diese sein: Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper;

*) S. Gleim's Leben, von W. Korte. Halberstadt. 1811.

höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher." —

Für Voſs möge auch noch unser Göthe sprechen, dessen Urtheil allein genügt und alle übrigen vollkommen aufwiegt, besonders da seine Milde allgemein bekannt ist und mit Recht gerühmt wird. Dieser sagt in seiner Beurtheilung der Gedichte von Voſs (Jen. A. L. Z. 1804. Nro. 91. und 92.): „Wenn die erworbene heitere Geistesfreiheit, dieser aus dem Frieden mit sich selbst hervorleuchtende ruhige Blick über das Weltall, über die sittliche Ordnung desselben, wenn die kindliche Neigung gegen den, der Alles leitet und regiert, einigermaſsen getrübt, gehindert, gestört werden könnte, dann tritt Voſs mit Macht und Gewalt auf, kämpft hartnäckig, wie um sein eignes Dasein, dann läſst er es an Heftigkeit der Worte, an Gewicht der Invectiven nicht fehlen. Will man dem Dichter dieses Gefühl allgemeinen heiligen Behagens rauben, will man irgend eine besondere Lehre, eine ausschlieſsende Meinung, einen beengenden Grundsatz aufstellen, dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und streitet gewaltig gegen die ihn gewaltsam bedrohenden Irrsale, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigende Wahnbilder, gegen vernunftverfinsternde, verstandbeschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalprieser, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Satanas. — Sollte man denn aber solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daſs er jenem heitern Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die gröſsten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner desselben, im Norden verbreitete, mit vielen Andern das eigentliche Glück seines Daseins schuldig ist? Sollte man zu jener, scheinbar gerechten, aber partheisüchtig grundfalschen Maxime stimmen, welche dreist genug fodert: Wahre Toleranz müsse auch gegen Intoleranz tolerant sein? Keineswegs! Intoleranz ist immer handelnd und wirkend; ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden." —

Nach diesem herrlichen Ausspruch, den auch Paulus (in seiner Schrift: Lebens- und Todeskunden über J. H. Voſs. Heidelberg, 1826) anführt, möge noch eine höchst charakteristische und bedeutende Erzählung mitgetheilt werden, welche die Gattin des Verewigten öfter aus seinem Munde gehört, und sein Sohn, Abraham Voſs, nach dem Tode des Vaters im zweiten Theile der Antisymbolik S. 211. ff. glücklicherweise der Nachwelt überliefert hat: „Der erste Geistliche in Penzlin, ein ernster, wohlwollender, und viel Gutes wirkender Mann, hatte Voſs vom Kindesalter an lieb, unterhielt sich gern mit ihm, und freuete sich des Lobes,

was ihm sein väterlicher Lehrer immer und überall ertheilte. Jetzt sollte der Schüler den Confirmations-Unterricht bei diesem Geistlichen haben. Die Stunden, wo die übrigen Kinder der Stadt unterrichtet wurden, trafen nicht mit denen zusammen, die Voſs beim Schulunterricht entbehren konnte. Der redliche Mann kam mit dem Anerbieten entgegen, ihm allein Stunden zu geben. Dieſs war um so viel unerwarteter und dankenswerther, da die Eltern arm, also von keiner Belohnung die Rede war. Der beginnende Unterricht fing, nach damaliger Sitte, mit einem „Ihr" an; dieſs war schon in den ersten Stunden in ein trauliches „Du" verwandelt, und beide hatten das Gefühl gleicher Freude an diesen Stunden. Von Seiten des Schülers kamen häufig Fragen und Zweifel vor, die den Lehrer in Verwunderung setzten, und sehr oft nicht in der nämlichen Stunde beantwortet wurden. Die Unterhaltung war täglich zutraulicher, wie zwischen Vater und Sohn, und es entstand die Frage: Mein Sohn, welche Bücher hast du gelesen, die dich auf solche Fragen lenken? Die Antwort: „keine!" fand nicht gleich Glauben, ward aber bei der Untersuchung richtig befunden. Die Belehrung ging ihren ruhigen Gang fort, bis am Ende des Unterrichts der Lehrer in einem fast begeisterten Tone ungefähr die Worte über ihn aussprach: Mein Sohn, Gott hat was Groſses in dich gelegt; bewahre, was er dir anvertraut hat, mit Ernst und Treue, und pflege für dein ganzes Leben den Keim, den Gott in dein Herz pflanzte. Du kannst noch hier auf Erden viel Gutes stiften. Dieſs, sagte Voſs der Gattin, habe ich selbst meinem Vater nicht erzählt, weil ich dachte, er könne mich für hochmüthig halten. — Am folgenden Tage, bei der Einsegnung am Altare, hat dieser Ehrwürdige, der bei jedem verweilen und mit Handauflegen über jeden einen Segen sprechen muſste, noch einen ganz besondern Segen auf Vossens Haupt gelegt, der die ganze Gemeine gerührt hat. Die Worte waren: „Er möge dem Glauben seiner Väter getreu bleiben bis an's Ende, und dafür kämpfen." —

Wenn wir nun bedenken, daſs der in unsern Tagen immer mehr um sich greifende Mysticismus der wahren Geistesbildung und der Vervollkommnung der Menschheit nachtheiliger und gefährlicher ist, als selbst der Napoleonische Geistesdruck war, da dieser die Seelenkräfte zum Widerstand anregte und spannte, jener aber sie erschlafft und einwiegt; wenn wir ferner bedenken, daſs meistens entweder Geisteszerrüttung und Wahnglauben, oder Unredlichkeit und Heuchelei zum Uebertritte vom Protestantismus zum Papismus bewegen, daſs aber gleichwohl berühmte, sonst verdienstvolle, in vieler Hinsicht hochgeschätzte und bewunderte Männer, deren Beispiel und Vorgang höchst nachtheilig auf die blinde Menge wirken muſste, daſs Männer, wie der Graf F. L. v. Stolberg, Fr. Schlegel, Ad. H. Müller, F. L. Z. Werner, K. L. v. Haller und Andere in den Schooſs „der alleinseligmachenden Kirche"

übergegangen sind: dürfen wir uns dann noch wundern, dafs ein Mann von solchen Gesinnungen und solchem Feuereifer, wie Vofs, sich nicht länger halten konnte, sondern öffentlich auftreten mufste zu kräftiger und nachdrücklicher Warnung? —

Doch hören wir hierüber sein eignes Bekenntnifs! Im Jahr 1819 schrieb er an Paulus: „Allerdings, Freund, wird es ernsthafter mit den Lockungen der römischen Hierarchie. Was wir mit unserm Griesbach manchmal als flüchtige Modesucht, als ansteckenden Pips unter verdumpften Zärtlingen, die an ungewohnter Heitere sich verschnupft hatten, mitleidig belächelten, das kann, wenn nicht Einhalt geschieht, zu einer hartnäckigen Seuche sich verschlimmern, zu einer hinraffenden Geistespest. Das römische Pfaffenthum verbindet sich mit dem Ritterthum, beide mit feilen Schriftstellern, um die Rohheit des Mittelalters zu erneuen. Herrscher, die man der Vorzeit so unkundig achtet, wie der jetzt regsamen Zeit, täusche man gern durch Einraunungen, ihr und der Völker Heil von der Seite zu erwarten, woher grade die Gefahr droht. Römlinge in allerlei Form schlängeln umher, zischend und Gift spritzend; ein Grauen, nicht uns Evangelischen allein, sondern auch unsern katholischen, nicht mehr unduldsam verketzernden Glaubensbrüdern. Mifslingen wird der Plan der neuern Hildebrande gewifs; denn Arglist ist nicht Klugheit. Die begeisterte Feier der grofsen Anstrengung, die vor dreihundert Jahren uns evangelische Freiheit errang, ist Bürgschaft genug, wir werden nicht leichtsinnig unter das Joch der römischen Willkühr zurückkehren. Aber viel Böses kann im Einzelnen geschehen. Wem Gott Einsicht und ein Herz verlieh, der warne, der eifere, der beschwöre." —

Der Verfasser des mir mitgetheilten Schreibens hat die neuesten Religionsgährungen in Holstein sehr richtig für eine Fortsetzung früherer, durch einen adeligen Bund erkünstelter Unruhen erklärt. Die Triebfedern dieser frühern Unruhen kenn' ich genauer als er, vielleicht genauer als einer der jetzt lebenden Wahrheitsfreunde; aber ich scheute die unheitere Erinnerung. Ein wahrheitforschender Besuch hat, wie eine Engelerscheinung, mich erweckt, einen Lichtstrahl zu werfen in das unheilbrütende Geheimnifs. Achtzehn Jahre lang schwieg ich, mit dem Vorsatze, immer zu schweigen; auch nachdem der Graf Stolberg meine treue Warnung bei seinem unbesonnenen Uebertritt in der Vorrede seiner Religionsgeschichte auf eine solche Art erwiedert hatte. Nicht länger darf Wehmuth um einen Jugendfreund mich überwältigen, da er, mit Selbstberuhigung nicht vergnügt, uns andern Ruh' und Glückseligkeit zu verkümmern fortfährt, und in dem jüngsten Aufsatze über den Zeitgeist sein rastloses Streben für hierarchische und aristokratische Zwangherrschaft unverholen bekennt. Zeugen mufs ich

und will ich, ein Greis gegen den Greis, eingedenk, daſs wir bald jenseits, wo kein Ritter noch Pfaff schaltet, den Gebrauch der anvertrauten Talente verantworten müssen. Nicht frank und getrost für die Wahrheit gezeugt zu haben, wäre das Erste, was ich nach dem Erwachen aus dem letzten Schlummer zu bereuen hätte!" —

Mit diesem begeisterten Geständniſs von Voſs, welches seinen Aufsatz im dritten Hefte des Sophronizon von Paulus einleitet, verdient vorzüglich noch verglichen zu werden der Abschnitt aus seiner Bestätigung der Stolbergischen Umtriebe S. 106 — 131., welcher überschrieben ist: „Was zur Anklage bewog," und welcher das im Sophronizon Angedeutete noch weiter ausführt und begründet. —

Daſs ein solcher Mann — obwohl von den besten und gröſsten seiner Zeitgenossen dankbar freudig anerkannt, und von der gerechten Nachwelt sonder Zweifel stets neben Luther und Lessing, neben Göthe und Schiller gestellt — wie im Leben, so auch nach dem Tode zahlreiche Widersacher und Lästerer gefunden — wen möchte es in einer so bewegten Zeit, wie die unsrige, wohl sonderlich befremden und Wunder nehmen? — Indeſs lieſsen die gemäſsigten und besonnenen unter seinen Gegnern, wie die Brüder Schlegel und L. Tieck *), wenigstens seinen Verdiensten um deutsche Sprache und Verskunst Gerechtigkeit widerfahren, wenn sie auch bei ganz verschiedenen Grundsätzen und Ansichten in vielen andern Punkten gänzlich von ihm abwichen. Manche aber von der Gegenparthei möchten ihm auch selbst dieses Verdienst gern hinwegleugnen, und ihm überhaupt alles Gute wo möglich abstreiten. Der wüthendste unter diesen ist W. Menzel, der zuerst in einer eignen Streitschrift („Voſs und die Symbolik; eine Betrachtung von Dr. Wolfgang Menzel. Stuttgart, Franckh. 1825), die von einem Unpartheiischen („Der Symbolik Triumph; vier Briefe von Wilh. Adolph Becker, Konrector an der Hauptschule zu Zerbst. Zerbst, 1825) nach Gebühr gewürdigt und widerlegt worden, und dann gelegentlich in seinem neuesten Werke („Die deutsche Literatur, von Wolfgang Menzel. 2 Thle. Stuttgart, Franckh. 1828) mit schonungsloser Härte und mit gemeinem und fadem Witze gegen Voſs

---

*) S. Tieck's Vorrede zu seiner Uebers. des Shakspeare. Berlin, 1825. S. VI. f., Fr. Schlegel's Vorlesungen über die Gesch. d alten und neuen Literatur. Wien, 1815. Th. II. S. 284. u. s. w. und A. W. Schlegel's kritische Schriften. Berlin, 1828. Th. I. S. 74—163. S. 176. etc. und Indische Bibliothek. I. S. 40—46.

zu Felde gezogen, und den sonst mit Ehrfurcht genannten auf die frechste und empörendste Weise in den Staub getreten. Verwundern darf uns diefs nicht an einem Menschen, der den gröfsten Lobredner von Jacob Böhme macht und dadurch als Erz-Mystiker sich bekennt, und der auch den allgemein als Volkssänger anerkannten Hebel gänzlich verwirft, und selbst unsern Göthe anzutasten sich erdreistet, dem er nur Lob spendet, damit der hämische Tadel um so greller hervorsteche. Wen er dadurch gebrandmarkt und der Verachtung preis gegeben, möchte wohl bei Unbefangenen keinem Zweifel unterworfen sein. Wie Menzel als Organ der Mystiker, so ist Görres als Sprecher der römisch-katholischen Parthei wider Vofs aufgetreten (in einer kleinen Flugschrift: „J. H. Vofs und seine Todesfeier in Heidelberg; von J. Görres." Aus dem Katholiken bes. abgedruckt. Strafsburg, 1827), aber von Paulus im Sophronizon (Bd. IX. Heft 3. Aufsatz VI.: „Warum eifert J. Görres gegen Vofs nach dessen Tode?" —) gehörig widerlegt worden. —

Die hohe Achtung, in welcher Vofs in ganz Deutschland steht, sprach sich auf das unzweideutigste bei seinem Tode aus, und wurde in den vorzüglichsten und gelesensten Tagesblättern und Zeitschriften, sowohl politischen als wissenschaftlichen Inhaltes, überall laut. Am tiefsten und schmerzlichsten ward jedoch, wie natürlich, sein Heimgang in Heidelberg empfunden, wo auch seine Leichenfeier auf das rührendste und ehrenvollste begangen wurde. Das Andenken daran ist erhalten worden durch die Schrift eines edlen Freundes, des würdigen geh. Kirchenrathes Paulus; „Lebens- und Todeskunden über J. H. Vofs," in welcher sich aufser einer Würdigung des Hingeschiedenen von Paulus, und zwei Denkreden am Grabe des Gefeierten von dem Prof. Schlosser und Tiedemann, auch ein vollständiges nach der Zeitfolge geordnetes Verzeichnifs der sämmtlichen Schriften von Vofs befindet.

Dem Licht und der Wahrheit, für die er, ein zweiter Luther, unablässig gekämpft, erblühe ein neuer Frühling aus der heiligen Asche*)! —

Ch. Wenig,
Rector in Erfurt.

*) Mit diesen Worten schliefst sich die Anzeige von Vofs Tode in Jahn's Jahrb. f. Philol. und Päd., 1826. Bd. I. Heft 1, wo auch eine Würdigung dessen, was das Alterthum und das Schulwesen Vofs verdankt, versprochen wird. —

Dr. Franz Volkmar Reinhard,

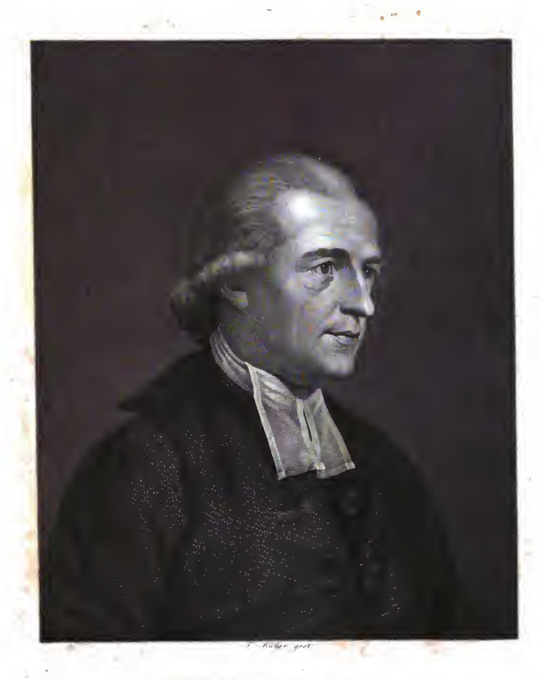
Königlich Sächsischer Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor.

Non me cuiquam mancipavi, nullius nomen vero
Multum magnorum virorum judicio, aliquid et meo vindico.

Seneca Ep. XLV.

Gewifs gedenken dieses Namens im deutschen Volke noch sehr Viele auch jetzt, welchen er nicht blofs als Theologen, sondern auch als Philosophen, Aerzten und Staatsmännern lehrreicher Bildner und zum Theil sehr wohlwollender nnd beharrlicher Freund war. Es ist darum wohl keinen Augenblick Bedenken zu tragen, dafs Reinhard, einem ausgezeichneten Deutschen, eine Ehrenstelle unter den ausgezeichnetern Deutschen gebührt. Nur ist der Verfasser der folgenden Darstellung nicht unbedenklich, ob es ihm, wie er es gern wünscht, gelingen werde, Reinhard hier so aufzustellen, wie er es verdient, da er ihn weder persönlich gekannt, noch je in einer Berührung mit ihm gestanden; ihn aber, nach seinem Wirken und Schaffen, immer sehr hochgeschätzt, Vieles von ihm nicht ohne Erfolg benutzt hat.

In der Darstellung seines Lebens und Wirkens folgt er daher Männern, deren verdienten angesehenen Ruf der gerechte Deutsche lange schon anerkannt hat, und noch anerkennt: einem Pölitz, Tzschirner und Böttiger, und benutzt dabei Alles das, was er aus Reinhard's Schriften selbst, schon seit einer Reihe von Jahren, geschöpft hat. Nur bittet er, dafs der hochverdiente Pölitz es ihm für nichts Anderes, als einen Beweis seiner aufrichtigsten Verehrung an-



F.V. REINHARD.

rechne, wenn er ihn in dieser Darstellung nicht selten mit seinen Worten aufführt.

Franz Volkmar Reinhard ward geboren zu Vohenstraufs, im Sulzbachischen, am 12. März 1753. Er war der Sohn des dortigen Predigers, Johann Stephan Matthias Reinhard. Dieser Mann war auf dem Gymnasium zu Regensburg gebildet, und war wohl einer der bessern Schüler, welche in jener Zeit diesem Gymnasium entlassen worden sind. Gebildet zu einem verständigen Christen und tüchtigen Philologen, hatte er sich, mit rathsamer Benutzung der Universitätsjahre, zu einer Ausbildung emporgearbeitet, die ihm gerechte Auszeichnung erwarb. Er war als Prediger ungemein geachtet; denn nicht leicht verfehlte ein Fremder, der des Sonntags auf der Strafse nach Prag, in der Nähe von Vohenstraufs oder durchhin reiste, die Predigt dieses sehr ausgezeichneten Mannes.

An unserm Reinhard bemerkte der Vater schon sehr frühe nicht allein Talent, sondern auch entschiedene Vorliebe für wissenschaftliche Bildung. Darum beschäftigte er sich sehr gern mit ihm, und bemerkte mit grofser Freude die Fortschritte des Knaben in den Sprachen; bemerkte aber auch mit nicht geringerm Vergnügen dessen Aufmerksamkeit auf die väterliche Leitung einer christlich-sittlichen Erziehung. Der Vater hatte dazu den schönsten Grund gelegt. Er hatte den aufblühenden Knaben nicht nur die klassischen Schönheiten Griechenlands und Roms kennen gelehrt; er hatte ihn auch in das biblische Alterthum mit sorgfältiger Aufmerksamkeit eingeführt, und ihm nicht nur Fingerzeige, sondern ernste Deutungen von den Characteren gegeben, die in den Urkunden der Bibel noch diesen Augenblick uns vorgezeichnet dastehen.

Welchen Einflufs dieses auf Reinhard, als Bruder mehrer Geschwister und auch sein künftiges Leben hatte, ist ganz unverkennbar. Mit seinen Geschwistern lebte Reinhard, so lange er lebte, unausgesetzt in der geschwisterlichsten Eintracht, und die Verdienste seines Vaters um ihn blieben, so lange er lebte, ihm in der dankbarsten Erinnerung. Seine Geständnisse (seine Predigten und seine Bildung zum Prediger betreffend 1810) geben davon den unverkennbarsten Beweis.

Bis in sein funfzehntes Jahr blieb Reinhard im väterlichen Hause. Bis dahin war es dem Vater bei seinen mühsamen Amtsbeschäftigungen sehr angenehm gewesen, sich mit dem wifsbegierigen Sohne, aufser den Lehrstunden, Abends im Familienkreise über wissenschaftliche Gegenstände zu unterhalten. Was der Vater aber dem Knaben nicht gelehrt, wohin ihn von selbst eine zusagende Vene geleitet hatte, das war Entwickeln philosophischen Denkens. Freilich hatte der

Vater daran Theil, daſs er durch die logische Anordnung und Behandlung seiner Predigten den reichen Genius des Sohnes weckte und reizte; aber es bleibt immer in diesem Leben auszeichnend, daſs er schon im zarten Alter sich mit logischen Gegenständen beschäftigte.

Neben dem neuen Testamente, das er schon in seinem griechischen Texte las, und den lieben Griechen und Römern, welche zu verstehen er schon ziemliche Fortschritte gemacht hatte, suchte nun auch Reinhard in seiner Muttersprache Gewandtheit zu erhalten. — Was hatte er aber dazu für Hilfsmittel? — das Sulzbachische Gesangbuch, Canitz Gedichte und Brockes metrische Uebersetzung von Popes „Versuch über den Menschen" (essay on Man).

Reinhard las wiederholt diese Verse und ahmte sie nach; doch konnte er sich des dunkeln Gefühls nicht erwehren, seinen Mustern fehle noch gar viel zur Vollkommenheit, und es müsse etwas Besseres geben: ein Gefühl, das wahrscheinlich bereits durch den Vater bei dem Lesen der Alten geweckt worden war. Dennoch verflossen einige Jahre, bis er, in einem Alter von dreizehn Jahren, von dem Gatten seiner ältesten Schwester, dem Prediger Schätzler, der Reinhard's Hang zur Dichtkunst bemerkt hatte, mit Haller's Gedichten beschenkt wurde. Gewiſs war es von entschiedenem Einflusse auf Reinhard's Bildung, daſs es ein philosophischer Dichter war, welcher in einem Zeitpunkte in seine Hände fiel, wo seine Seele sich von der dichterischen Begeisterung ergriffen fühlte. Er selbst sagt in seinen Geständnissen von diesem Zeitpunkte: „es sei auf ein Mal hell in seiner Seele geworden;" denn nun glaubte er gefunden zu haben, was er bei Brockes und Canitz vergeblich gesucht hatte. Seine eignen Gedichte wurden Nachbildungen der Haller'schen Gedichte, sogar bis auf die Provinzialismen seines Lieblings. Denn er sagt selbst (Geständnisse S. 17.): „ich schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern geboren wäre." Hauptsächlich aber wirkte Haller dadurch auf Reinhard für seine ganze Lebenszeit, daſs ihm durch diesen Dichter alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleitet wurde. Von durchreisenden Fremden hörte Reinhard schon im väterlichen Hause mit Begeisterung von Klopstock's Messias und von Gellert und Hagedorn sprechen; doch lernte er diese Nationaldichter erst in Regensburg kennen.

Reinhard's funfzehntes Jahr war herbeigekommen, und des Vaters sehr richtiger Blick erkannte es genau, daſs es nun an der Zeit sei, seinen Sohn der öffentlichen Erziehung und Bildung zu übergeben. Wo er seine religiöse und wissenschaftliche Jugend vornehmlich genossen, da sollte sie auch der Sohn nun weiter empfangen; er sorgte also dafür, daſs dieser auf das Gymnasium zu Re-

gensburg käme. Krank und schon dem Tode nahe, erhielt er von daher die Nachricht, dafs sein Sohn eine Stelle in Regensburg erhalten habe. Es gereicht in Wahrheit unserm Reinhard sehr zur Ehre, dafs er sich hierüber (in den Geständnissen S. 19.) folgendermafsen ausdrückt: „Nie werde ich den unaussprechlich ernsten und doch durch die innigste Zärtlichkeit gemilderten Blick vergessen, womit er mir dies ankündigte; womit er mich eine Zeitlang stillschweigend betrachtete, und gleichsam mein Innerstes erspähte; womit er mir unendlich mehr sagte, als Worte ausdrücken können. Ich wurde bestürzt und stammelte endlich die Versicherung, dafs ich mein Möglichstes thun würde seinen Erwartungen zu entsprechen. Dafs er Erwartungen von mir hatte, wufste ich; er verbarg es nicht, dafs er mich vorzüglich liebte, und die Meinung habe, es könne, dies war sein gewöhnlicher Ausdruck, etwas aus mir werden. Er nahm mein Versprechen mit einer sich aufheiternden Miene an, entliefs mich, ohne ein Wort weiter zu sagen, und einige Tage nachher lag er auf der Bahre!“

Reinhard ging auf das Gymnasium zu Regensburg, im Herbst des Jahres 1768, von seiner Mutter, die kurz darauf aus Gram über den Verlust ihres Gatten starb, mit einigen Gulden ausgestattet. Und dieses Geld verwendete Reinhard auf den Ankauf deutscher Dichter, besonders der Messiade von Klopstock, von welcher damals nur die zehn ersten Gesänge erschienen waren. Unwiderstehlich wirkte dieses Epos auf Reinhard's Herz und Phantasie, wo er, nach seiner eignen Erklärung, eine Kraft, einen Reichthum, ja eine Herrlichkeit der deutschen Sprache gewahr wurde, von der er bis dahin noch keine Ahnung gehabt hatte. Besonders sprach ihn in Hinsicht des Sinnvollen, Gedankenreichen und Erhabenen die Aehnlichkeit zwischen Klopstock und Haller an: doch hatte Haller dafür gesorgt, dafs Reinhard nicht ein Freund pomphafter Phrasen und poetischen Unsinns wurde. Noch mehr verwahrte ihn vor solchen Verirrungen, das Studium der Alten, dem er sich nun mit ganzem Eifer widmete. Vornehmlich war es der Conrector Töpfer, der auf Reinhard's klassische Ausbildung einen entschiedenen Einflufs hatte. Nicht allein die Schulstube, sondern auch das Haus und seine sehr ausgezeichnete Bibliothek benutzte dieser würdige Mann dazu, seine Schüler empor zu bilden. Reinhard hat das, was ihm dieser Lehrer gewesen ist, immer im dankbarsten Andenken behalten (Geständnisse S. 22.). Seine noch lebenden Freunde sind defs Zeugen.

Fünftehalb Jahre verlebte Reinhard auf dem Gymnasium zu Regensburg recht eigentlich in den alten Griechen und Römern. Dabei ward ihm das Glück, aufser der Unterstützung von einigen in Regensburg einheimischen nahen Verwandten, so manche Beförderer und Gönnerinnen in einigen der ersten Häuser

des damals so blühenden Regensburg zu finden, daſs dem fast unbemittelten Jüngling nichts abging, was körperlichen Unterhalt, oder die edlern Bedürfnisse eines lehrbegierigen Geistes erheischten. Nicht allein die ihm aufgegebenen Arbeiten hatte er sehr wohl und haushälterisch benutzt; ja es waren auch seine Muſsestunden auf Homer, Xenophon, Cicero, Livius, Horatius, Virgilius, Ovidius, Curtius, Terentius, die sämmtlichen griechischen Tragiker, die Redner Isokrates und Demosthenes, Plutarch, Suedonius, Tacitus, Juvenalis etc. verwendet. Allerdings ein reicher Schatz für ihn, als er die Universität betreten wollte. Denn wem es an einer religiös-sitilichen Bildung und an sprachwissenschaftlicher Vorbereitung gebricht, dem kann die Hochschule wenig nützen, der schlendert oder braust in ihr hehres Heiligthum hinein; die Genien des Guten und der Wissenschaft möchten sich seiner annehmen, reichen ihm freundlich die Hände; — aber weil er sie so wenig, wie der Samojede, kennt und ehrt, achtet er nicht auf ihre wohlwollende Hand, und reicht sie lieber lüderlichen Verbrüderungen und Verbindungen, Burschenschaften und dämagogischen, Fürsten- und Volkswohl gefährlichen Meutereien.

Reinhard wuſste was er sollte und was er konnte, als er die Universität beziehen wollte. Fleiſs und gutes Betragen hatten ihn, wie jeden Jüngling seiner Art, empfohlen; vornehmlich aber nahm sich seiner, mit der theilnehmendsten Liebe und Sorgfalt, der kursächsische Legationssekretair Mirus in Regensburg an. Dieser wünschte, daſs Reinhard die Universität Leipzig beziehen sollte, und sorgte für Empfehlungen an den damals berühmten Philosophen Crusius. Reinhard wählte Wittenberg zu seiner weitern Ausbildung, mit einem Vertrauen, welches ihn auch nicht getäuscht hat. Erlangen oder Altdorf wären ihm näher gewesen; und der Aufenthalt auf einer dieser beiden Hochschulen hätte auch manche andere Ersparniſs und Bequemlichkeit dargeboten. Allein die Achtung, die er von einem seiner Lehrer, dem Professor Grimm, einem eifrigen Zögling und Vertheidiger der damals, besonders im südlichen Deutschland, hochgehaltenen Crusiusischen Philosophie genoſs, hatte ihn eben dem Legationssekretair Mirus sehr empfohlen. Und so kam es, daſs dieser, gleichsam ein eifriger Bekenner jener Philosophie, wünschte, den Jüngling von so ausgezeichneten Fähigkeiten den Fahnen zuzuführen, zu denen er früher selbst geschworen hatte. Mirus entwarf selbst einen Studienplan, den Reinhard auf dem wohlfeileren Wittenberg, hauptsächlich unter Anleitung des dortigen Professors Schmid, der ganz in Crusius, seines Oheims, philosophische und theologische Ansichten eingegangen war, befolgen, und nach dessen Vollendung er nach Leipzig gehen und dort zu den Füſsen des Meisters sich vollends ausbilden sollte. Doch

war es für ihn grade nicht vortheilhaft, dafs er auf seiner Reise auf die Hochschule Crusius in Leipzig besuchte; denn dieser warnte ihn in Wittenberg vor Schröckh, und war damit die Ursache, dafs Reinhard nicht allein ein gewisses Mifstrauen in der ersten Zeit seines Aufenthalts auf der Hochschule gegen Schröckh unterhielt, sondern, was ungleich schlimmer ist, sich auch in der Kenntnifs der Geschichte dadurch sehr vernachlässigte, was er oft und laut sehr bedauert, und in den spätern Jahren seines Lebens nachzuholen versucht hat. Leider erschwerten es ihm dann seine sehr arbeitsvollen Aemter und seine vorgerückten Jahre, in diesem herrlichen Zweige der Wissenschaft die Vorschritte zu machen, welche er zu machen wünschte; er traf, so viel es ihm die Zeit gestattete, nur eine Wahl unter den Besten, und las vornehmlich gern Heeren's Ideen etc. und seines Freundes Johannes von Müller allerdings höchst schätzbare Schriften.

Entschieden war es bei Reinhard noch nicht, ob er Theologie studiren und sich zum Prediger bilden wollte, weil ihm besonders seine schwächliche Brust dagegen bedenklich machte. Es galt daher einen Versuch, um sich in dieser Hinsicht zu entscheiden. Kaum hatte er einige Wochen in Wittenberg gelebt und Vorlesungen über das von ihm bis dahin vernachlässigte Hebräische, so wie über Philosophie, das neue Testament etc. zu hören angefangen, als er das kühne Wagestück unternahm, in einem Dorfe bei Wittenberg, Dietrichsdorf, zu predigen. Es gelang, und sowohl der laut geäufserte Beifall der Bauern, die seine Zuhörer waren, als auch das Gefühl, dafs dieser Predigtversuch seinen Körper nicht angegriffen habe, führte ihn auf die Entscheidung, sich den theologischen Studien zu widmen. Nur ungefähr auf zwei Jahr hatte er seine akademische Laufbahn bestimmt; denn weiter schien es ihm, auch bei allen Einschränkungen, sein kleines Vermögen, welches in dreihundert Gulden bestand, nicht zu gestatten. Er arbeitete ungemein fleifsig, und darbte und entbehrte dabei. Dies letztere hatte natürlich einen sehr nachtheiligen Einflufs auf seinen ohnehin sehr schwächlichen Körper, und er hat es, wie er selbst sehr oft gestand, sein Lebenlang nicht verwinden können, was er seinem Körper durch die auferlegten Entbehrungen Nachtheiliges zugezogen hatte.

Mit besonderer Vorliebe beschäftigte sich Reinhard mit der Philosophie, die er unter Schmid nach Crusius Lehrsätzen studirte. Ob er gleich späterhin diesen verliefs, so hatte doch die Art und Weise, wie Crusius philosophirte, der Scharfsinn und die Consequenz des Mannes, auf die Richtung, welche Reinhard's Geist gewann, ungemein viel gewirkt. Seine unbestrittene Gewandtheit in der Dialectik, der Scharfsinn, mit welchem er Begriffe zergliederte, und die

Consequenz und Rundung, welche sich in seinen Lehrvorträgen fand, war eine Frucht der Beschäftigung mit Crusius. Nicht unbemerkt darf es bleiben, dafs Reinhard die Philosophie nicht, wie so Viele, als eine *ancilla theologiae* behandelte, sondern dafs er sich mit ihr, um ihrerselbst willen, angelegentlichst beschäftigte. Er selbst erklärt sich hierüber mit folgenden Worten (Geständnisse S. 65.): „Ohne an irgend einen Gebrauch zu denken, der davon gemacht werden könne, trieb ich Philosophie mit einer Liebe zur Wahrheit, und angezogen von ihrem unendlichen Werthe; das Bedürfnifs, es hier zu etwas Haltbarem und Beruhigendem zu bringen, wurde fast mit jedem Tage dringender, und ein Sporn, der mich zu unablässigen Anstrengungen trieb."

Wie es schon vielen Andern erging, dafs sie ohne einen richtigen Plan ihre Universitätsstudien treiben, so erging es auch Reinhard'en. Er hörte Alles durcheinander, und das Meiste zur unrechten Zeit. So hörte er erst nach einigen Jahren Kirchengeschichte bei Schröckh, und gut war es, dafs Reinhard dies als ein unabwendbares Bedürfnifs fühlte; denn er verlor dabei zugleich das Mifstrauen gegen Schröckh, wurde diesem sehr ausgezeichneten Manne je mehr und mehr ergeben, und lebte späterhin mit ihm ununterbrochen in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Unter den berühmten Kanzelrednern des Auslandes zog ihn vorzüglich Saurin an, und es ist nicht zu leugnen, dafs Saurin's Predigtmanier auf Reinhard'en als Prediger den vorzüglichsten Einflufs gehabt hat. Vorlesungen über philosophische und theologische Moral hatte er nicht hören können. Er beschlofs daher, diese Lücke durch Privatfleifs auszufüllen, wobei ihm denn freilich seine schon früher gewonnene Bekanntschaft mit der alten Literatur gar sehr zu Statten kam. An ihrer Hand konnte es ihm nur gelingen mit den Werken und dem Geiste eines Platon, Aristoteles, Arian, Plutarch und Seneca vertraut zu werden (Geständnisse S. 59.). Diese Geister erweckten in ihm besondere Liebe zur praktischen Philosophie, und die Beschäftigungen mit ihnen erkannte er selbst später als die zweckmäfsigste Vorübung an, für seine Bearbeitung der christlichen Moral und für die Predigtämter, die ihm in der Zukunft anvertraut wurden.

Unter solchen Beschäftigungen war die Zeit herbeigekommen, dafs Reinhard die Hochschule verlassen sollte und wollte. Der Rest seines kleinen Vermögens wurde ihm von seinem Vormunde zugeschickt, um damit die Kosten der Rückreise in die Heimath zu bestreiten. Doch es sollte anders ergehen. Seine Lehrer, Schmid, Schröckh und Dresde drangen in ihn, zu bleiben und sich dem akademischen Lehramte zu widmen. Reinhard wendete ein, dafs er mit zu vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben würde, um dieses zu bewirken. Man

beseitigte seine Einwendungen durch die Versicherungen der thätigsten Theilnahme und Unterstützung. Er gab ihnen Gehör, und wendete das zur Rückreise in sein Vaterland bestimmte Geld zu seiner Habilitation an. Diese erfolgte am 26. Februar 1777. Seine Habilitationsdisputation handelte: *de versionis Alexandrinae auctoriatate et usu in constituenda librorum hebraicorum lectione genuina.*

Mit dem Tage seiner Habilitation begann nun Reinhard's öffentliches Leben. Er hielt Vorlesungen über philosophische und philologische Gegenstände, und diese wurden von Vielen mit ungetheiltem Beifall besucht. Unverkennbar war bei Allen sein Fleifs, sein Scharfsinn, seine Gewandtheit und seine vorzügliche Besorgsamkeit auf die Bedürfnisse seiner Zuhörer. Aber so günstig dies Alles für seinen öffentlichen Ruf als akademischer Lehrer war, so wenig wirkte es doch bis jetzt auf die Verbesserung seiner ökonomischen Lage. Hatte er schon als Student genug gedarbt, so ging es jetzt noch nicht viel besser, und zwar auch darum mit, weil er lieber Noth litt, als dafs er wifsbegierige Jünglinge von seinem Hörsaale verscheucht hätte. Er verschenkte gröfstentheils den ihm gebührenden Ehrensold. Sein Frühstück war ein Glas Wasser; zu Mittag trank er Kaffee, und Abends genofs er etwas weniges warmes Essen. Dafs seine Gesundheitsumstände bei diesen ungeheuern geistigen Anstrengungen und körperlichen Entbehrungen immer mehr litten, war sehr natürlich. Und die drückendsten seiner spätern körperlichen Beschwerden haben in dieser Zeit und in diesen Umständen ihren Grund.

Ein Jahr war für Reinhard als akademischen Lehrer verflossen, als er am 6. April 1778 den Titel eines Adjunctus der philosophischen Falcultät erhielt. Im November desselben Jahres wurde er Baccalaureus der Theologie, und konnte nun, was man schon länger gewünscht hatte, auch Vorlesungen über eigentliche theologische Gegenstände halten. Doch das genügte ihm nicht. Er bildete auch eine Privatgesellschaft, welche sich unter seiner Anleitung im lateinisch Schreiben und Disputiren und in der Erklärung klassischer Schriftsteller, in der Folge auch in der Auslegung des alten und neuen Testaments übte.

Im Jahr 1780 erhielt Reinhard eine aufserordentliche Professur der Philosophie, und er widmete nun, wegen dieses öffentlichen Berufes, den gröfsten Theil seiner Zeit den philosophischen Wissenschaften, ob er gleich, veranlafst von seinen Zuhörern, nebenbei auch einige theologische Vorlesungen einschaltete. Nicht lange nach der Erlangung seiner philosophischen Professur, verheirathete er sich mit der Witwe seines Lehrers, des verstorbenen Professors Schmid. Diese brachte ihm aus der ersten Ehe einen Sohn zu, den Reinhard mit der

größten Sorgfalt erzog, welcher aber, nachdem er zu Wittenberg und Jena die Arzneiwissenschaft studirt hatte, an der Auszehrung starb. Reinhard's ökonomische Lage hatte sich durch seine Verheirathung auf Einmal sehr verbessert. Seine Gattin brachte ihm ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu, und, was für Reinhard's Leben allerdings von nicht geringerm Belang war, diese Gattin war eine sehr gebildete und auch aufmerksame Frau. Reinhard lebte mit ihr sehr zufrieden und glücklich, wessen er selbst nach ihrem Tode sehr oft nicht ohne Rührung gedachte.

Im Jahre 1782 erhielt Reinhard eine theologische Lehrstelle, doch mit ausdrücklicher Beibehaltung der außerordentlichen philosophischen Professur. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Reinhard jetzt nicht jene theologische Lehrstelle erhalten hätte, er bald zu einer ordentlichen Professur der Philosophie gelangt und wohl bei diesem Zweige der Gelehrsamkeit für immer geblieben sein würde. So aber gestaltete sich sein eigner Plan sehr schnell um, und die Bahn war betreten, auf welcher er bis an sein Ende mit so großer Auszeichnung vor ganz Deutschland wandeln und wirken sollte. Weil es nun nach den herkömmlichen Gesetzen erforderlich war, daß Reinhard als Professor der Theologie den Grad eines Doctor der Theologie erlangen mußte, so erhielt er diesen und vertheidigte bei seiner Promotion am 15. November 1782 seine Inauguraldisputation: *de notione felicitatis humanae ad indicium de placitis christianae religionis parum idonea.* Sein theologisches Lehramt trat er am 11. Dezember desselben Jahres mit einer Rede an: *de prudentia theologi, in comparanda et augenda eruditione theologica aetatis suae rationem habentis.* Diese Rede ist ein offenkundiger Beweis, daß Reinhard bereits in einem Alter von neun und zwanzig Jahren darüber mit sich einig war, welche Rücksicht ein Theolog auf den Geist des Zeitalters zu nehmen habe, und bis wie weit er den Einflüssen dieses Geistes folgen dürfe.

Nach dem Tode des Generalsuperintendenten Dr. Hirt, im Jahre 1783, erhielt der ehrwürdige Dr. Tittmann, der bereits seit einem Jahrzehend, als Professor der Theologie und Propst an der Universitätskirche, eine Zierde der Universität Wittenberg gewesen war, die erledigten Aemter eines Pastors in der Stadtkirche zu Wittenberg und eines Generalsuperintendenten des Wittenbergischen Kreises. An seine Stelle ward Reinhard zum Propst an der Schloß- und Universitätskirche von den höchsten Behörden in Dresden ernannt, womit zugleich die Assessur in dem geistlichen Provinzialconsistorio in Wittenberg verbunden war. Reinhard trat dieses Amt am Feste Mariä Verkündigung, im Jahre 1784 an, und übernahm mit demselben die Verpflichtung, neben seinen

Professorarbeiten, än jedem Sonn- und Festtage Vormittags in der Universitätskirche zu predigen, und zwar, wie er selbst (Geständnisse S. 77.) äufsert, Predigten zu halten hatte, wo vornehmlich junge Studirende seine Zuhörer waren, wo er also denen zum Muster und Vorbilde dienen sollte, die dereinst selbst Prediger werden wollten. Dies versetzte den Verewigten auf Einmal in einen ganz neuen Geschäftskreis. Sonderliche Uebungen im Predigen hatte Reinhard bis daher noch nicht gehabt, wie er (Geständisse S. 67.) selbst gesteht. Mit rascher Gewandtheit ergriff er jedoch alle Mittel, welche ihm aus dem reichen Vorrathe seiner philosophischen und philologischen Kenntnisse zu Gebote standen, und er bemächtigte sich sogleich eines allgemeinen und ungetheilten Beifalls, nicht allein der Studirenden, sondern auch der übrigen Einwohner der Stadt, besonders aber der gebildeten Zuhörer.

Auch das akademische Rectorat zu verwalten, kam die Reihe an ihn. Das erste Mal war er dessen überhoben; aber das zweite Mal mufste er dasselbe übernehmen, und bekleidete es vom 18. Oktober 1790 bis 1. Mai 1791. Während der Zeit war er, nach Wernsdorf's Tode (1783), in die dritte, und nach des ehrwürdigen Tittmann's Versetzung nach Dresden (1789) in die zweite theologische Lehrstelle aufgerückt.

Im Jahr 1790 erhielt er, durch die Empfehlung des Braunschweigischen Geheimen Raths Mahner, einen Ruf an die Julia Carolina nach Helmstädt, mit dem Anerbieten von 1200 Thlr. Gehalt, bis er nach des bejahrten Carpzov's Tode als Abt zu Königslutter einrücken würde. Reinhard schlug diesen sehr ehrenvollen Ruf, seiner Verhältnisse in Wittenberg wegen, aus; doch der damals regierende Herzog von Braunschweig hatte Reinhard's Brauchbarkeit und Verdienste gar sehr schätzen gelernt, und gab ihm die schriftliche Erklärung, dafs, wenn es ihm in irgend einem Verhältnisse des Lebens dienlich scheinen könnte, er sich sogleich nach Helmstädt wenden und dort ein theologisches Lehramt mit 1200 Thlr. Gehalt antreten sollte. Wie viel Reinhard bei diesem, den Wissenschaften besonders holden Fürsten galt, erhellet auch daraus, dafs der damalige Adjunkt der philosophischen Facultät zu Wittenberg, Schulze, ein vertrauter Zögling und Freund des Verewigten, auf Reinhard's Vorschlag, im Jahre 1790 zum Professor der Philosophie in Helmstädt ernannt wurde; ein Mann, dessen philosophischer Geist selbst von seinen Gegnern, bei dem Erscheinen des Aenesidemus (gegen Reinhold's Theorie des Vorstellungsvermögens) und der meisterhaften Critik der Philosophie anerkannt werden mufste.

Da Reinhard den Ruf nach Helmstädt abgelehnt hatte, so wurde ihm von Dresden aus eine Gehaltserhöhung von 400 Thlr. angeboten; doch er nahm diese

nicht an. So edel auch der Beweggrund war, diese Zulage abzulehnen, so konnte doch eine solche Gesinnung nur von einem Manne geltend gemacht werden, der durch seine häuslichen Verhältnisse vor Nahrungssorgen gesichert, und, selbst ohne Gehaltszulage, im Genusse eines ruhigen und heitern Lebens und eines nicht unbedeutenden Wohlstandes war. Dessenungeachtet blieb Reinhard's häusliches Leben dasselbe, wie es schon früher gewesen war. Seine Lebensbedürfnisse waren mit Wenigem befriedigt; sehr gern sah er, besonders am Abende, mehre seiner Freunde im vertraulichen Kreise um sich; und von seinem Vermögen wendete er so Manches an, um arme Studenten zu unterstützen. Daher stand er in Wittenberg, selbst bei den übrigen Bewohnern der Stadt, in allgemeiner Achtung. Zu seiner Erholung diente ihm ein Garten, welchen er aufserhalb der Stadt gekauft hatte. Aber seine angenehmste Erholung waren seine Beschäftigungen in seinen mehrfachen Aemtern.

Sehr nützlich wirkend, eben deshalb und seines unsträflichen Lebens wegen allgemein hochgeachtet, hatte Reinhard als Professor und Prediger in Wittenberg funfzehn Jahre verlebt. Doch er sollte noch an einer höhern und einflufsreichern Stelle wirken! Er wurde im Jahr 1791 an die Stelle des verstorbenen Oberhofpredigers und Kirchenraths Herrmann berufen. Dieser Ruf erging an ihn nicht ohne vorhergegangene Widersprüche, welche jedoch der, im edelsten Sinne des Wortes edle Conferenzminister Graf von Schönberg zu beseitigen verstand. Unserm Reinhard war Wittenberg, unter den vorhergenannten Umständen, sehr lieb und theuer geworden, und er konnte sich nicht anders, als mit schwerem Herzen, doch mit dem besten Bewufstsein von seinem bisherigen Wirkungskreise trennen. Am Feste der Verkündigung Mariä 1792 (an welchem Tage er acht Jahre früher sein Amt als Propst angetreten hatte) hielt er seine Abschiedspredigt in der Schlofs- und Universitätskirche, zugleich beendigte er in dieser Zeit seine akademischen Vorlesungen. Die Studirenden erwiesen ihm zu seinem Abgange alle möglichen Ehrenbezeugungen, *pectus erat, quod dissertos fecerat.* Dies bewies, in Auftrag vieler Andern, einer von Reinhard's, nächst Schulze, vorzüglichsten Schülern, der jetzt in Leipzig lebende Professor Krug, ein Mann, dessen Verdienste, wie um die Philosophie, so auch um das reinevangelische Christenthum, der Verfasser dieser Darstellung gewifs in der ungetheiltesten Einstimmung mit Tausenden hier, wo grofser Deutschen herrlicher Name mit dem verdienten Lorbeer umkränzt werden soll, mit der aufrichtigsten Verehrung und Dankbarkeit auszeichnet.

Ungern versagt es sich der Verfasser, die Art und Weise, wie Reinhard bei seinem Abgange von Wittenberg von den gerührten und dankbarn Studiren-

den beehrt ward, ausführlich zu gedenken, da der Raum dieser Blätter es nicht wohl gestattet; er verweifst defshalb auf Pölitz (D. Franz Volkmar Reinhard nach seinem Leben und Wirken II. S. 251 f.). Geräuschlos und wohl von einiger Rührung lebhaft ergriffen, wollte Reinhard Wittenberg verlassen. Niemand erfuhr die Zeit und die Umstände seiner Abreise. In einem versiegelten Schreiben an den Postmeister hatte Reinhard vier Postpferde zu seinem Reisewagen bestellt, und fuhr, anstatt am ersten Osterfeiertage, den Abend vorher gegen zehn Uhr zum Thore hinaus nach Meifsen. Reinhard's herrlicher Lehrer und Freund, der um die Geschichte so hochverdiente Schröckh wufste um die Zeit der Abreise. An seinem Hause mufste der Scheidende vorüber; Schröckh wartete seiner mit aller Wehmuth edler Empfindung. In dem Eckfenster seiner Wohnung glänzten zwei Lichter; Reinhard fuhr vorüber und empfing von seinem unvergefslichen Lehrer und Freunde das gerührteste Lebewohl.

Reinhard übernahm nun in Dresden die sehr wichtigen Aemter eines Oberhofpredigers, Kirchenraths und Oberconsistorialassessors, und hielt am Sonntage Misericordias 1792 seine Anzugspredigt. In einen neuen bei weitem ausgedehntern Wirkungskreis war nun der Liebling der Wittenbergischen Studirenden und des Wittenbergischen Publikums eingetreten. Welche Mannigfaltigkeit der Geschäfte? als Oberhofprediger, als Mitglied des Kirchenraths, der obersten Behörde in evangelischen Angelegenheiten des Landes, wozu auch die Sorge für die Universitäten mit gehörte. Es konnte nicht fehlen, dafs ein Anlauf von sehr Vielen in sehr verschiedenen Angelegenheiten bei diesen Aemtern entstehen mufste.

Reinhard würde hier, wenn sein häusliches Leben nicht so wohl geordnet gewesen wäre, mannigfaltige Beschwerden empfunden haben. Allein, wie wir schon oben gedacht haben, dafs schon in Wittenberg seine höchst achtungswerthe Ehegattin, begabt mit vorzüglichem Verstande, und ausgestattet mit der Bildung, die nur allein das weibliche Leben der Ehre und Auszeichnung werth machen kann, wurde auch jetzt Reinhard's mehrseitiges und nicht leichtes Geschäft durch die Aufmerksamkeit seiner sehr aufmerksamen Gattin, still, aber sehr erleichtert. Nur ein Jahr lebte diese edle deutsche Frau noch in den zuvorkommenden, freundlichen und unterhaltenden Beschäftigungen um ihren Gatten, als der Tod sie von ihm hinwegrief! Reinhard ehrte ihr Andenken immer fort, wie seine Freunde bezeugen; aber ihr Genius waltete segnend fort über ihn. An eine vorzügliche Hausfrau gewöhnt, suchte er nach einer andern. Er fand sie. Er fand sie in Ernestine Charpentier, der Tochter des, als Oryktognost und Metallurg in Freiberg's Annalen und in der Geschichte der Bergbaukunde, stets unvergefslichen Berghauptmanns von Charpentier; in einem Hause, wo deutsche Biederkeit und

Gastfreundschaft im Bunde mit dem feinsten Kunstsinn wohnten, und wo sich damals die geistreichsten Männer aus dem nördlichen und südlichen Europa zusammenfanden. Diese liebenswürdige, seelenvolle, mit Vorzügen des Körpers und Geistes gleich herrlich geschmückte, sich ihm ganz anbildende, ihn ganz verstehende Frau verannehmlichte und verschönerte durch den lieblichsten Kranz weiblicher Tugenden sein mühevolles Leben, verliefs ihn fast nie in den Stunden seiner häuslichen Beschäftigung, sondern war ihm auch da die treubewachende, zärtlich aufmerkende, aber ihn nie unterbrechende Nachbarin, indem sein stets geöffnetes Studirzimmer eigentlich nur eine Abtheilung ihres Wohnzimmers ausmachte; sie war nie einsam, wenn sie um ihren Reinhard war; sie war bald sein Bibliothekar, bald sein Briefordner, bald sein lieber Reisemarschall; ergötzte den Ermüdeten bald durch Gesang, bald durch Saiten- und Harmonikaspiel, bald durch Vorlesen, und wartete auch seiner bis zur Todesstunde (Böttiger Dr. Franz Volkmar Reinhard etc. S. 17.) mit der zärtlichsten, rastlosesten Pflege, fast ohne Zuthun irgend einer fremden Hilfeleistung, zu jeder Tages- und Nachtstunde mit williger, ihr, wie es sehr glaubhaft ist, gar nichts kostender Verzichtung auf alles andere Vergnügen. Wohl mit Recht nannte Reinhard daher diese Seldine den „Schutzengel" seines Lebens. Und — wenn Tausende sich seiner verlängerten Wirksamkeit freuen, wenn die häusliche Andacht überall, wo man mit deutscher Zunge redet, in dem unerschöpflichen Schatze seiner Predigten, Worte des Lebens und des Dorthin begleitenden Trostes findet, so sei von Allen der Name Ernestine Reinhard mit Dankgefühl und Ehrerbietung ausgesprochen. Der Verfasser dieser Darstellung hat nicht die Ehre und Freude diese ausgezeichnete deutsche Frau zu kennen, er will für sie, doch aber auch für deutsche Jungfrauen und Frauen, vor dem Angesichte der Lehrer dieses Ehrentempels, die Erinnerung unsers Schiller, in den ehrbarsten Beziehungen seines Gedichtes, ergehen lassen:

Ehret die Frauen, sie flechten und weben etc. etc.

Reinhard's Lebensweise war allerdings sehr musterhaft. Er stand regelmäfsig des Morgens um sechs Uhr auf, kleidete sich selbst an, ging mit dem Concept seiner Predigt, die am folgenden Sonntage gehalten werden sollte, in sein Arbeitszimmer, wiederholte das schon Gelernte, nahm eine Tasse Kaffee; der Bediente trat ein, besorgte seine Haare, während dem memorirte er fort. Nun las er einen kleinen Abschnitt im alten oder neuen Testamente, darin suchte er auch seine Erbauung, ging dann, nachdem die Geschäfte es forderten, an seine Berufsarbeiten. Drei Mal wöchentlich hatte er Sessionen beim Kirchenrathe und dem Oberconsistorium, und aufser diesen Tagen hatte er von zehn Uhr an Sprech-

stunde, wo Alle, ohne Ausnahme, sich ihm nähern und ihre Angelegenheiten mittheilen konnten. Bedachtsam und sorgfältig und nie ungeduldig, als wenn man ihn mit Komplimenten und Gewäsch belästigte, wo er dann die Leutchen mit kurzen Worten abfertigte, gab er Jedem, so viel er vermochte, redlichen Bescheid. Das Mittagsmahl begann; für ihn war es immer sehr frugal; er genoſs gewöhnlich nur von einer Schüssel, und setzte sich bald wieder an seinen Arbeitstisch. Hier beschäftigte er sich fort bis um acht Uhr Abends, wo auch alle Beschäftigungen des Tages aufhörten. Fremde, die sehr häufig ihn besuchten, waren ihm sehr liebe Gäste. Scherzhaft, unterhaltend durch den gesalzensten Witz, unterhielt er nun seine Gäste bis zehn Uhr, wo jeder der Einheimischen recht gut wuſste, daſs er zu Bette ging. Aber keiner ging unbefriedigt von hinnen, sondern freute sich, einen geistreichen Abend verlebt zu haben. War kein Besuch da, so ging er gewöhnlich nach Tische an das Instrument, spielte hier, ohne Noten vor sich zu haben, was ihm seine Empfindungen und Gedanken eingaben; sodann las er vor oder lieſs sich von seiner Frau vorlesen; forderte sie auch zuweilen auf, ihm etwas vorzuspielen, wobei er es jedoch sehr gerne sah, wenn die Töne des Instrumentes auch von Gesang begleitet waren. Dieses war die gewöhnliche Tagesordnung.

Daſs Reinhard unter solchen Umständen nicht viel schriftstellerische Arbeiten liefern konnte, begreift sich leicht. Sein Lieblingswerk war seine Moral des Christenthums, an welcher er auch, wie wir genau unterrichtet sind, bis zu seinem Tode gearbeitet hat. Was er früherhin an schriftstellerischen Arbeiten lieferte, können wir hier nicht ausführlich charakterisiren, und verweisen deſshalb auf Meusel und Pölitz (*Reinhardi opuscula academica*). Nur wollen wir von diesen Arbeiten hier ganz besonders auszeichnen den „Versuch, welchen der Stifter der christlichen Religion zum Besten der Menschheit entwarf," eine Schrift, welche noch in diesem Augenblicke der gröſsten Aufmerksamkeit werth ist, und gar wohl verdient, in einer neuen Auflage dem evangelisch-christlichen Publicum vor die Augen gehalten zu werden.

So widerspenstig auch, wie er sich selbst darüber ausdrückt, unserm Reinhard sein Körper bei den vielseitigen Arbeiten war, welche ihm seine Aemter auferlegten: so hatte er sich doch eine gewaltige Herrschaft schon früherhin über diesen Körper errungen. Doch ein Unfall sollte seine körperlichen Leiden vermehren und seiner ohnehin sehr schwachen Gesundheit den Sturz bereiten. Er reiste in Geschäften im Jahr 1803 nach seiner Art heiter und froh von Dresden ab. In der Gegend von Chemnitz wurden die Pferde scheu; Reinhard wollte sich durch einen Sprung retten und brach ein Bein. Von dem unglücklichen

2. August an mufste Reinhard eilf Wochen lang in der Superintendentur zu Chemnitz zubringen. Auch hier war ihm die herrliche Gemahlin rastlose Sorgerin und Pflegerin. Nur langsam ging seine Wiederherstellung, und erst am Anfange des Jahres 1804 konnte er nach und nach von Neuem seine Amtsarbeiten übernehmen. Unter dem 7. Januar 1804 schrieb er an Pölitz: „Die Antwort auf Ihren Brief folgt sehr spät. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen die wahre Ursache dieses Verzugs anzeige. Ich wollte Sie nicht mit meinen Klagen behelligen; ich wollte Ihnen nicht eher schreiben, als bis ich Ihnen würde sagen können, es bessere sich mit mir, und der Zeitpunkt, wo ich wieder öffentlich wirksam werden könne, sei nicht mehr entfernt. Dies scheint nun der Fall zu sein; ich fange wieder an, auf eignen Füfsen zu stehen und zu gehen, und tritt kein neuer Unfall dazwischen, so hoffe ich den am künftigen Montage wiederanfangenden Sitzungen des Kirchenrathes beizuwohnen. Für *in integrum* restituirt kann ich mich jedoch nur dann halten, wenn ich wieder gepredigt haben werde. Allein wann dies wird geschehen können, wage ich noch nicht zu bestimmen." Schon am 2. Februar, am Marientage, bestieg er zum ersten Male seine Kanzel wieder, und hielt hier die herrliche Predigt: „Betrachtungen über unsern Weg durch das Leben auf Erden," welche ihm, wegen ihres Inhaltes, wohl nicht wenig Anstrengung gekostet haben mag. Voll frohen Gefühls schrieb er an diesem Tage an Pölitz: „Heute habe ich, Gott sei Dank, wieder zum ersten Male gepredigt. Es geht freilich Alles bei mir noch langsam und schwach. Indessen darf man doch hoffen, dafs es sich nach und nach bessern werde."

Auf den Rath seiner Aerzte besuchte Reinhard im Sommer 1804 das Karlsbad zum ersten Male. Nach seiner heitern Stimmung zu schliefsen, war ihm diese Badereise sehr wohl bekommen Doch lange sollte dieser Zustand abermals nicht dauern! Einige alte körperliche Uebel regten sich wieder; auch wirkten die politischen Verhältnisse des Vaterlandes, im Spätjahr 1806, zugleich nachtheilig auf seine Gesundheit. Er reiste defshalb, wiewohl mit geringem Vertrauen, im Sommer 1807 noch Einmal ins Karlsbad. Defshalb schrieb er am 2. Junius 1807 an Pölitz: „Um die Mitte dieses Monats soll ich ins Karlsbad verwiesen werden; meine Aerzte bestehen darauf. Schlecht genug hat es freilich diesen Winter mit meiner Gesundheit ausgesehen; ob es im Karlsbade besser werden wird, mufs ich erwarten. Fast ist mir's problematisch, wie man den gegenwärtigen Zustand der Welt vor Augen haben und gesund bleiben, oder wenn man krank ist, genesen kann." Das Karlsbad hatte jetzt eine sehr nachtheilige Wirkung auf Reinhard's Gesundheit. Er verfiel bald darauf in ein Nervenfieber, seit welchem seine

Gesundheit bedeutend geschwächt blieb, und nur die Herrschaft, welche sein Geist über den Körper gewonnen hatte, so wie seine strenge Diät und die Sorgfalt seiner Gattin, machten es ihm möglich, ohne wesentliche Unterbrechungen seine vielfachen Geschäfte zu besorgen. Doch vermehrten sich von jetzt an seine Klagen über den Zustand, und er erwartete jetzt kein langes Leben mehr. Zu seinem Geburtstage (den 12. März) wünschte ihm auch der theilnehmende Pölitz vornehmlich völlige Genesung. Er antwortete diesem: „Sie haben mich durch Ihr freundschaftliches Andenken an den 12. März zu wahrer Dankbarkeit verpflichtet. Allerdings ist er wieder dagewesen dieser März, und ich habe mich in ein neues Jahr meines Lebens hinübergeschleppt. Stoſsen Sie sich nicht an diesen Ausdruck; er ist der passendste, den ich brauchen kann. Denn daſs ich mit Munterkeit und Muth von einem Jahre zum andern fortschritte, kann ich wahrlich nicht sagen; ich habe so viel zu leiden, mein elender Körper ist auf mehr als eine Art so angegriffen, daſs ich mich wirklich nur mühsam fortschleppen kann. Ob dies noch lange dauern wird, weiſs ich nicht; nur so viel hab' ich mir von Neuem vorgenommen, so lange ich noch athme, zu thun, was ich kann, und der Religion und den Wissenschaften mit Allem zu dienen, was in meiner Macht ist."

Im Sommer 1808 schien er sich etwas erholt zn haben, und er reiste auch mit der vom König dazu bestellten Commission nach Leipzig, um den Zustand der dasigen Universität zu untersuchen, und einige zeitgemäſse Veränderungen in der innern und äuſsern Organisation derselben, vor der vierhundertjährigen Gedächtniſsfeier ihrer Stiftung, einzuleiten. Doch fanden Freunde, die ihn mehre Jahre nicht gesehen hatten und jetzt ihn wiedersahen, sein Aeuſseres bedeutend verändert. Indessen war er nach seiner Weise heiter und freute sich sehr seiner erleidlichern Umstände.

Im Jahr 1809 erhielt Reinhard einen Ruf nach Berlin, wo damals die obersten Behörden des Kirchen- und Schulwesens eine ganz neue Organisation erhielten, und der edle König Friedrich Wilhelm III. in Berlin eine neue Universität stiftete, welche in der That mit königlicher Groſsmuth und Milde ausgestattet wurde, und so bis diesen Augenblick noch unterhalten wird. So ehrenvoll und erfreulich für Reinhard dieser Ruf war, welcher mit einem sehr auszeichnenden Schreiben des Ministers von Humbold begleitet war: konnte er sich doch nicht entschlieſsen, ihn anzunehmen. Er schrieb deſshalb an den vertrauten Pölitz: „So sehr mich das auſserordentliche Vertrauen des Königs von Preuſsen rührt, und so groſs auch der Wirkungskreis ist, welchen man mir öffnen will: so bin ich doch nicht geneigt, Sachsen zu verlassen. Ich bin die-

sem Lande Alles schuldig, und mufs dankbar sein. Meine besten Kräfte habe ich ihm schon geopfert, und mufs mit meiner höchst geschwächten Gesundheit und bei meinem ansteigenden Alter Bedenken tragen, in neue Verhältnisse zu treten."

In Folge dieses Rufes trug unserm Reinhard sein König im Jahr 1810 die Revision der beiden Landesuniversitäten und der drei Schulen Pforte, Meifsen und Grimma auf. Dies Geschäft begann er mit der Universität Wittenberg, wo er sehr munter ankam, Alles auf das Genaueste untersuchte, Alle mit der gewohnten Humanität erfreute, und, ungeachtet der mannigfaltigen Störungen, sich doch nichts entgehen liefs, was das Religionsgeschäft anging. Von Wittenberg aus begab sich Reinhard nach Leipzig, sodann auf die genannten Landschulen und zuletzt zu dem Schullehrerseminarium zu Weifsenfels, welches in seiner zweckmäfsigen Einrichtung ganz eigentlich sein Werk war. Früher schon hatte er, durch eine verbesserte Einrichtung, das in Friedrichsstadt bei Dresden schon länger bestehende Seminarium gar sehr gehoben. Dies war auch jetzt in Weifsenfels der Fall, wo er dem Superintendenten Schmidt, mit gerechtem Vertrauen, die Oberaufsicht des Seminariums anvertraute. Diese Geschäfte waren nun beendigt.

Reinhard stattete defshalb an den König seinen Revisionsbericht ab, und hob darin die dringenden und zeitgemäfsen Bedürfnisse der beiden Hochschulen und der drei Landschulen mit der Ueberzeugung hervor, dafs von diesen höchsten Gliedern, im Ringe der sächsischen Nationalbildung, die intellectuelle und moralische Reiche der in allen Kirchen-, Schul- und Staatsämtern anzustellenden Generation unmittelbar abhänge. Der Kirchenrath, das geheime Concilium und das geheime Kabinet unterstützten Reinhard's Vorschläge und Wünsche bei dem Könige so nachdrücklich und wohlwollend für die höchsten Erziehungs- und Bildungsanstalten des Vaterlandes, dafs der König im Jahr 1811 bewogen ward, die Einkünfte der innerhalb des Königreiches Sachsen gelegenen, und ihm, nach Aufhebung des deutschen Ordens, in dem Gebiete des Rheinbundes zugefallenen Commenden des deutschen Ordens, für ewige Zeiten den Universitäten und Landschulen zu bestimmen. Reinhard war defshalb hoch erfreut; der König beehrte ihn, seiner Arbeiten wegen, mit einem sehr ausgezeichneten Rescript, und selbst die Freimüthigkeit, mit welcher Reinhard in seinem Berichte gesprochen hatte, wurde von dem gerechten August gar wohl aufgenommen. Er äufsert sich darüber mit ganz inniger Freude in einem Briefe an seinen Pölitz, vom 10. September, wir bedauern aber, der uns auferlegten Kürze wegen, diesen Brief nicht mittheilen zu können, verweisen aber auf Pölitz (etc. I. S. 163. f.).

Das Frühjahr 1811 erneuerte und verstärkte Reinhard's körperliche Leiden. Er äufsert dies besonders seinem theilnehmenden Pölitz (vergleiche am angeführten Orte S. 165.); und man sieht daraus, wie sehr es ihn besonders bekümmerte, an den gewohnten Geschäften nicht Theil nehmen zu können. „Das Langwierige bei meiner Krankheit," sagt er, „macht mich oft unbeschreiblich traurig; ich weifs mich oft kaum zu fassen, wenn ich mich in meiner gegenwärtigen Unthätigkeit betrachte, und überlege, dafs sich vor der Hand noch kein Ende für dieselbe absehen läfst." Sogar einer schmerzhaften chirurgischen Operation mufste sich der arme Kranke unterwerfen. Sie gelang, verhiefs anfänglich die besten Folgen und machte defshalb unsern Reinhard sehr froh. Davon benachrichtigte er auch unterm 5. August den bewährten Pölitz, und benutzte sogleich die wenig steigende Kraft, um an dem fünften Theile seiner Moral thätig fortzuarbeiten. Ja er betrat sogar am 13. Sonntage nach Trinitatis wieder die Kanzel, und begann seinen Vortrag mit einem sehr rührenden Gebete (Pölitz I. S. 175 f.). Er freuete sich, dafs ihm diese Predigt, ungeachtet der damit verknüpften Anstrengungen, nicht nachtheilig geworden sei, und obschon man ihm besorgt rieth, seine Kräfte in Hinsicht des Predigens zu schonen, so betrat er doch schon acht Tage darauf mit grofser Freude seine Kanzel wieder.

Wenige Tage, nachdem er am ersten Bufstage 1812 gepredigt, und zwar zum letzten Male seine Kanzel betreten hatte, überfiel ihn ein neues Uebel, eine rheumatische Geschwulst am rechten Beine, die ihn ganz an seinen öffentlichen Geschäften hinderte. Die Aerzte deuteten dies nicht ungünstig; indefs Reinhard fühlte zu sehr, dafs seine Kräfte immer mehr abnahmen. Er arbeitete indefs immer thätig an seiner Moral fort, wohnte auch bald den Sessionen wieder bei, und hielt, trotz aller körperlichen Leiden, auch noch die Candidatenexamina. In allen diesen Beschäftigungen fand er eine aufserordentliche Erleichterung.

Im Sommer dieses Jahres reiste er, nach dem Wunsche der Aerzte, nach Tharant, um dort noch Versuche wegen der Herstellung seiner Gesundheit zu machen. Allein auch diese gelangen nicht. Er kehrte nach Dresden zurück; seine Schwäche nahm für ihn sehr fühlbar und für Andere sehr sichtbar zu. Er bewohnte seine Gartenwohnung; allein die sorgsame Gemahlin machte ihm, bei der so auffallenden Abnahme seiner Kräfte, Vorstellungen, sich in seine Amtswohnung bringen zu lassen. Dies gab er gern zu, und hörte, indem er vorbeigetragen wurde, zum letzten Male das Geläute von der Kirche, in welcher er eine lange Reihe von Jahren so rastlos und segensreich gewirkt hatte.

Reinhard fühlte die Nähe seines Todes, nach dem sich ein bedenklicher Schluchzen eingestellt hatte, welcher dem nur noch glimmenden Dochte seines Lebens die letzte Kraft raubte. Am 4. September schrieb er an seinen so theuern Pölitz: — und dies ist das Letzte was Reinhard geschrieben hat — „Nähren Sie meiner Genesung wegen keine Hoffnung weiter; meine Krankheit führt mich zum Grabe, was auch die Aerzte sagen mögen. Noch kämpft meine an sich nicht schwache Constitution, und sträubt sich gegen ihre Zerstörung. Allein die Kraft, womit sie dies thut, nimmt mit jedem Tage so merklich ab, daſs ihr Unterliegen nicht weit mehr entfernt sein kann. Leben Sie wohl, und bleiben Sie Ihres Freundes stets eingedenk. Mit unveränderlichen Gesinnungen der Ihrige."

Es war der 6. September, der Reinhard's irdische Leiden endigen sollte. Obgleich Husten und Schlucken ihn den Tag über sehr angegriffen hatten, so fand er doch gegen Abend wieder einige Linderung. Er speiste noch Abends in Gesellschaft seiner Gattin, und las derselben selbst noch eine Zeitlang aus Lichtenstein's Reise nach Afrika vor. Doch diese nahm das Vorlesen ihm bald ab, und unterhielt ihn damit bis 10 Uhr, wo sie ihn zur Ruhe brachte. Bis um 12 Uhr schlief er, ohne aufzuwachen. Dann kam aber ein Anfall von Steckhusten. Da sagte er sogleich sehr freundlich zu seiner Gattin: „Mache dich gefaſst, dies ist ein Steckfluſs; nun kann er nur noch einige Stunden währen. Daſs ein Steckfluſs mein Tod sein würde, hätte ich doch nicht geglaubt. Sollte ich etwa einschlafen, so glaube nicht, daſs ich wieder erwache, nein, dann schlummere ich sanft hinüber." Seine Gattin gab ihm Kamillenthee und Arznei. Er nahm es, sagte aber es könne ihm Alles nicht helfen. Dann schlief er wieder eine halbe Stunde recht ruhig, und Husten und Schlucken kehrten nicht wieder zurück. Er erwachte ruhig und sehr freundlich wieder auf, sprach noch Vieles und sagte mehrmals: „Lebt Alle wohl, — lebt wohl!" Dann schlief er gegen drei Uhr sanft ein — ohne wieder zu erwachen.

Die Glocken von allen Thürmen der Residenz verkündeten am 8. September in der zweiten Mittagsstunde die Begräbniſsfeierlichkeiten des Vollendeten auf den morgenden Tag. Und so wurde an diesem, was sterblich an Reinhard war, auf dem Böhmischen Kirchhofe neben seiner ersten Gattin beigesetzt.

Wir haben in dem Vorhergehenden neben Reinhard's Leben und Schicksalen nur kurz dessen gedacht, was ihn vornehmlich als Menschen, Gelehrten und Geschäftsmann auszeichnete. Es ist dies darum geschehen, damit wir hierbei nun noch um so ungestörter verweilen können.

Reinhard hatte in seinem Aeufsern viel Haltung und Anstand. Er hatte seinen Körper ganz in seiner Gewalt; so dafs er weder durch angenommene Fehler oder durch gesuchte Eigenheiten vor Andern auffiel. Er war höflich und gewandt, und kannte alle Schattirungen der feinen Lebensart; sein äufseres Ceremoniel war aber gewöhnlich kurz und bestimmt. Man sahe und fühlte es: er wollte nicht gegen die hergebrachten Formen der Convenienz verstofsen; er wollte aber auch nicht mehr Zeit damit verlieren, als eben nöthig war. Defshalb waren ihm die breiten und ermüdenten Komplimentenmacher ganz zuwider, und er mag dann wohl einige derselben etwas kurz abgefertigt haben, wenn ihr eigentliches Geschäft bei ihm abgethan war, und ihn die Zeit dauerte, die er blofs leeren Höflichkeitsformen aufopfern sollte. Besonders war dies der Fall in den festgesetzten Sprechstunden, wo oft so Viele mit Sehnsucht darauf warteten, dafs der Angemeldete und Eingetretene Andern bald wieder Platz machen möchte. Seine Geistesfähigkeiten waren allerdings vorzüglich, und waren dieses hauptsächlich durch die Ausbildung, die er ihnen gegeben hatte. Bei wenigen Gelehrten dürfte das Vorstellungsvermögen, nach allen seinen einzelnen Verrichtungen, zu einer so hohen Vollkommenheit und Reife ausgebildet werden, wie bei Reinhard. Mit seltener Schärfe fafste er die Anschauungen des äufsern und innern Sinnes auf; mit grofser Deutlichkeit bildete und zergliederte sein Verstand die Begriffe; mit einer Feinheit und Gewandtheit, die nur das Eigenthum Weniger ist, wirkte seine Urtheilskraft in der augenblicklichen Verbindung und Trennung der Begriffe; und mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit versetzte er sich in die Welt der Ideen, in welcher nur die gereifte Vernunft einheimisch wird. Besonders war das, was man vorzugsweise das Judicium nennt, bei ihm zu einer seltenen Vollkommenheit ausgebildet. Wer ihn näher kannte weifs es, mit welcher Bestimmtheit und Deutlichkeit er sich, selbst im gemeinen Leben, über jeden vorkommenden Gegenstand ausdrückte; wie schnell er denselben von den wichtigsten Seiten betrachtete, und bald diejenigen Punkte heraushob, auf welche es eben im Zusammenhange der Darstellung ankam; wie glücklich er die einzelnen Verschiedenheiten in den Merkmalen der Begriffe zersetzte; mit welcher Blitzesschnelle er die Mängel und Lücken in den Begriffen und Urtheilen Anderer auffand, berichtigte und verbesserte, und welche Gründlichkeit des Urtheils in Allem vorherrschte, was er sagte und schrieb. Weniger glänzend, als Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, war sein Gedächtnifs. Zwar behielt sein Sachgedächtnifs das, was durch Anschauung oder Verstand in dasselbe eingegangen war, sehr glücklich; allein das wörtliche Auswendiglernen, selbst seiner eignen Arbeiten, ward ihm sehr schwer, und defshalb klagte er nicht selten über den

Zeitverlust, den ihm das Auswendiglernen seiner Predigten verursachte. Seine Einbildungskraft schien zu seiner Urtheilskraft und Vernunft in dem richtigsten Ebenmaafse zu stehen. Sie war bei ihm nicht, wie bei dem Künstler, die vorherrschende Kraft des Geistes, welche die übrigen Kräfte überflügelt, und sich in kühnen, genialischen Schöpfungen gefällt; allein sie war bei ihm so reich ausgestattet, so harmonisch ausgebildet, und stand unter einer so zweckmäfsigen Disciplin der Vernunft, dafs seine rednerischen Darstellungen, an welchen die Einbildungskraft Antheil haben durfte, durch die Mitwirkung der Phantasie, diejenige Lebendigkeit und Fülle des Ausdrucks erhielten, welche Zuhörer und Leser innig interessirten, und bei ihnen eine Wärme für den dargestellten Gegenstand anregten, die sich gleichweit von der Gleichgültigkeit, mit welcher wir trockene und kalte Begriffe an der Seele vorübergehen lassen, und von der Glut entfernt hielt, mit welcher der Dichter unsere Einbildungskraft anspricht. Sein Gefühlsvermögen stand jedes Mal unter der Oberherrschaft der Vernunft, und ward von der Urtheilskraft geleitet. Doch nie herrschte das ästhetische Gefühl als Gefühl bei ihm vor, ob man gleich das Vergnügen, das er während eines Kunstgenusses bei sich empfand, oder das Interesse, mit welchem es sich darüber erklärte, wahrnehmen und beobachten konnte. Nach ihrer äufsern Ankündigung, hatten Reinhard's Gefühle Innigheit und Wärme; er fühlte tief und lebendig für seine leidenden Brüder, und namentlich ergriff ihn in den letzten Zeiten die allgemeine Noth des Vaterlandes mit hoher Stärke. Dafs Reinhard bei solchen vorzüglichen Fähigkeiten eigentlich Beruf zum Studiren hatte, fällt in die Augen. Das Erlernen der Sprachen und Wissenschaften ward ihm leicht, diese Beschäftigung seines Geistes war ihm von Kindheit an Bedürfnifs gewesen; der Drang, mit sich selbst über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit einig zu werden, führte ihn in das innere Heiligthum der Wissenschaften, und der Entschlufs, sein Leben und seine ganze Kraft dem Dienste der Menschheit zu widmen, begleitete ihn in seine ausgezeichneten äufsern Wirkungskreise. Wo diese Merkmale fehlen, da ist kein Beruf zum Studiren, und daher die grofse Mittelmäfsigkeit so unzählig vieler Individuen im Stande der Gelehrten; daher die Einseitigkeit ihrer Kenntnisse und der Egoismus ihres Herzens!

Wo Beruf und Liebe zu den Wissenschaften in dem Menschen herrschend sind, da ist es allerdings leicht, in gesunden Tagen denselben obzuliegen und die damit verbundenen andern Pflichten zu erfüllen. Wo aber von Jugend auf ein schwächlicher, kränklicher Körper alle Bestrebungen in dem Gebiete der Wissenschaften und der Berufspflichten erschwert, da ist es in Wahrheit kein geringer Vorzug und kein geringes Verdienst, sich, trotz des widerspänstigen Körpers, zu

den höchsten Auszeichnungen in den Wissenschaften und in der Berufstreue zu erheben. Dafs dies bei Reinhard der Fall war, haben wir schon im Vorhergehenden angedeutet. Wie wahr und grofs war Reinhard's Kummer und Schmerz, wenn ihn Krankheit abhielt, öffentlich aufzutreten, und seinen vielfachen Amtsverhältnissen in jeder Beziehung Gnüge zu leisten! Wie oft erschien er, nur mit halber Kraft wieder ausgestattet, auf dem Lehrstuhle, auf der Kanzel und in den Sitzungen des Collegiums! Wie bemerkbar war dann die Anstrengung, mit der er sprach, und wie beugte es ihn darnieder, wenn ihn die Aerzte gegen seinen Willen in der Stube zurückhielten. Mufste er dies, so wurde doch, der Schmerzen und Beschwerden ungeachtet, die Zeit auf's Kostbarste verwendet, und auch sonst jede Minute auf's Gewissenhafteste benuzt, um sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und in denselben fortzuschreiten. Dafs Reinhard bei seinen ausgezeichneten Fähigkeiten und Kenntnissen, so wie bei seinem gewissenhaften Fleifse, eine vorzügliche Fertigkeit hatte, schnell zu arbeiten, begreift sich sehr leicht. Dabei unterstützte ihn eine Menschenkenntnifs, wie sie auf der blofsen Studirstube selten erworben wird, und ein richtiges Berechnen der Mittel, durch welche wohlthätige Zwecke ausgeführt werden können, ohne diese Zwecke verdächtig zu machen.

Unter Reinhard's vorzüglichen Tugenden stellen wir seine Religiosität mit Recht oben an. Der Glaube, dafs eine höhere Macht die Begebenheiten der Welt lenkt, war bei ihm fest und unverrückbar, und nach diesem Glauben handelte er im Leben. Dieser Glaube erhob und stärkte ihn in den Tagen der Krankheit und in den Augenblicken der Gefahr; aus der Innigkeit und Lebendigkeit dieses Glaubens müssen seine Schriften, vornehmlich seine Predigten, beurtheilt werden. Denn nicht in der strengsten logischen Form, nicht in der Würde des Ausdrucks, nicht in der Neuheit der Hauptsätze seiner Predigten darf zunächst die Wirkung derselben auf sein Zeitalter gesucht werden, obgleich auch diese äufsern Vollkommenheiten derselben nichts weniger als verwerflich sind. Jener Glaube aber an die Weltregierung, die Alles zum grofsen Ziele führt; jener unsichtbare Zusammenhang der Geisterwelt mit dem kurzen irdischen Leben, und jene mächtige und rein evangelische Erhebung des Menschen zur Aehnlichkeit mit Gott, nach dem Gebote des Heiligen von Nazareth; — dies waren die, für jedes unverdorbene Herz wirksamen, und von Reinhard mit der ungetheilten Kraft der festesten individuellen Ueberzeugung aufgestellten Hauptwahrheiten in seinen Predigten und Schriften! Sie mufsten Zuhörer und Leser begeistern; denn was nicht vom Staube stammt, erhebt sich wieder über den Staub der Erde! Seine Weltansicht war religiös, und die hohe, lebendige, nie ermüdende Kraft in seinem Wir-

kungskreise war eine Folge jener Ansicht. Aber aus seiner Religiosität stammte auch seine Menschenliebe, Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Andere, so wie viele andere das Leben erheiternde und beglückende Tugenden.

Reinhard war bescheiden und anspruchslos, duldsam und liberal. Nie stimmte er für öffentliche Schritte zur Unterdrückung der Preſsfreiheit, sobald diese nur Meinungen und nicht Pasquille betraf. Er mochte gern die mannigfaltigste Kraftäuſserung in der gelehrten Welt erblicken, und wenn er nur ein reines Streben nach Wahrheit, ein gründliches Studium der Wissenschaften wahrnahm, so verzieh er leicht den Irrthum, in welchen der gute Kopf gerieth. Denn er war überzeugt, daſs auch in der intellectuellen Welt der Kampf der Elemente, wie in der physischen, zuletzt zum Besten des Ganzen, ins Gleichgewicht zurücktritt. Nur wenn er fand, daſs junge Männer, die mit ihrer eignen Bildung noch nicht zur Hälfte im Reinen waren, mit einem widerlichen Dünkel auf entlehnte, moderne Redensarten, oder als blinde Nachbeter von bloſs nothdürftig verstandenen Sätzen auftraten: dann ward es ihm unmöglich, eine satyrische Aeuſserung, oder auch in öffentlichen Prüfungen eine seinem Amte angemessene Zurechtweisung zurückzuhalten. Er ertrug Widerspruch, und war selbst bei so vielen oft unbescheidenen Zudringlichkeiten junger Gelehrten höchst schonend und nachsichtig. In Sachen der Religion haſste er alle Polemik, die nie bekehrt, stets erbittert; er ermunterte in seinen Kanzelvorträgen laut zu freundlicher Schonung anders denkender christlicher Brüder (siehe die Predigten vom Jahr 1807. II. S 169 f.); hatte aber auch die Freude zu sehen, daſs fromme katholische Prediger und geistliche Schriftsteller aus fernen Gegenden kamen, um ihn zu sprechen und predigen zu hören. Die deutsche Uebersetzung des neuen Testaments der katholischen Geistlichen, von Karl und Leander van Eſs, begleitete er selbst mit einem empfehlenden Vorwort. — Reinhard war sehr wohlthätig. Die rührenden Beweise davon gehören dem stillen Kreise an, den jeder bessere Mensch sich selbst vorbehält, und wer so gern, so reichlich und am liebsten so unbemerkt gibt und hilft, wie Reinhard, verdient es nicht, daſs nach seinem Tode ihm öffentlich nachgerechnet werde, wo seine milde Hand im Stillen Thränen trocknete, oder Freudenthränen veranlaſste! Gewiſs, Reinhard hat von dem ihm zugefallenen Vermögen und den ihm rechtmäſsig zustehenden Einkünften den edelsten Gebrauch gemacht, und ansehnliche Verluste desselben mit einem sehr geläuterten Sinne verschmerzt. Im Jahre 1810 erzählte er seinem Freunde Pölitz von einem Verluste, den er durch den Bankerott eines angesehenen Handelshauses an seinem Vermögen erlitten hatte. Er bemerkte dabei: „Mich schmerzt dieser Verlust besonders deſshalb, weil eben auf die Interessen dieses Kapitals mehre kleine Stipendia für Stu-

dirende von mir angewiesen waren, die ich nun vielleicht nicht mehr fortzahlen kann.“ Vielfach und nie unbefriedigt war der Anspruch Nothleidender, die seiner selbst auf Plätzen warteten, über die ihn sein Berufsweg führte. Aus der Beisteuer, die an gewissen Tagen, wo er predigte, in die Becken vor den Kirchthüren flossen, hatte er eine schon begründete Armenspende so ansehnlich vermehrt, daſs daraus über 120 Hausarme eine Unterstützung erhielten. Sie war ihm sehr theuer, diese kleine Hilfskasse, und er verstärkte sie selbst durch manche auſserordentliche Beiträge. So wendete er gewöhnlich das Ansehnliche, was er für eine Predigt bei Eröffnung des Landtages erhielt, zur Unterstützung der Armen an. Bei keiner Unterzeichnung, zu einem wohlthätigen Zwecke, fehlte Reinhard's Name, und er unterzeichnete reichlich. Doch beschränkte sich seine Wohlthätigkeit nicht bloſs auf den ihn unmittelbar umgebenden Kreis der Nothleidenden. Nach allen Seiten hin gingen Beiträge; denn von allen Seiten her erhielt er dringende Veranlassung dazu. Manche mochten selbst in Zudringlichkeit ausarten; er gab doch! Undank machte ihn nicht irre. Er gab ohne Unterlaſs. Ueber Würdigkeit oder Unwürdigkeit der Empfänger lieſs er sich selten in genaue Untersuchung ein. Er bedarf es jetzt! das genügte ihm. Denn er ehrte die rechnende Nachforschung an dem Buchhalter und Verwalter öffentlicher Wohlthätigkeitsanstalten, nicht an dem Geber. Wo eine Sammlung veranstaltet wurde, wo im Inlande und Auslande ein groſser Unfall schnellen Beistand forderte, da war er einer der Ersten. Der Brand von Regensburg im Jahr 1809, die Pulverentzündung in Eisenach 1810 erregten sein thätigstes Mitleid. Vor Allem aber trug er gern zur Unterstützung bestehender oder zur Stiftung neuer Schulen und Lehranstalten bei, und wo er erfuhr, daſs ein fleiſsiger Jüngling darbte, da griff er ein; überdies vertheilte er jährlich bedeutende Summen an arme Studirende, die seine Pathen oder ihm sonst empfohlen waren. Jeden Bittenden empfing er mit ungeheuchelter Leutseligkeit. Aber er versprach nie, was er nicht halten konnte; daher stand er schon in Wittenberg, selbst bei den übrigen Bewohnern der Stadt, in allgemeiner Achtung. Mit seiner Wohlthätigkeit stand auch seine Güte und Gefälligkeit gegen Andere in strengster Verbindung. Sein trefflicher Biograph Pölitz hat uns davon mehre sehr anziehende Beispiele geliefert. Doch wenn er den Menschen wohlwollte, so wuſste er auch warum und wozu. Sein Wohlwollen gegen Andere bezog sich auf ihre Bildung, auf ihre Besserung und auf ihre Beglückung. Je ausgebreiteter Reinhard's Verbindungen mit den Menschen waren, desto häufiger machte er die Erfahrung, die Keinem entgeht, der in vielfachen Berührungen mit Anderen steht, daſs er es bei dem besten Willen dem Egoismus der Menschen nicht zu Danke machen könne, und daſs die Unverschämtheit in dem Maaſse

steige, in welchem die Bereitwilligkeit sichtbar wird, welche ihnen helfen will. Nichts destoweniger verlor Reinhard, bei so vielen schmerzhaften Erfahrungen, den Glauben an die Menschheit; nichts destoweniger blieb er Menschenfreund; nichts destoweniger wirkte sein Wohlwollen und seine Bereitwilligkeit zu ihrem Besten. Reinhard war uneigennützig. Sein Ruf war auch in dieser Hinscht so allgemein begründet, daſs es selbst die Verleumdung nicht wagte, ihn von dieser Seite zu beflecken. An Bestechlichkeit, diesen Rost kleiner Seelen, war vollends gar nicht zu denken. Wer sich ihm bei Prüfungen und Beförderungen als der Geschickteste und Würdigste darstellte, der war stets sein Liebling Diesen berieth er, unterhielt fortgesetzten Briefwechsel mit ihm, empfahl, half, wo er es vermochte. Als ihm für die Predigt, die er am dritten Adventsonntage 1808 in der Leipziger Universitätskirche hielt, Mancherlei angeboten wurde, zog er es vor, ein Werk dafür zu wählen, welches der Universitätsbibliothek fehlte, und von dem Verleger dahin gegeben werden sollte. Daſs davon nicht gesprochen werden durfte, versteht sich von selbst. — So ehrwürdig, wie die vorhergezeichneten Tugenden, war auch Reinhard's Wahrhaftigkeit. Nie hat er das Gegentheil von dem gesagt, was er für wahr, für recht, für gut hielt; nie hat er aus Menschenfurcht oder aus Höflichkeit die Wahrheit da verschwiegen, wo ihn Beruf und Amt zum freien Heraussagen der Wahrheit verpflichteten; nie hat er Andere mit Versicherungen und Versprechungen getäuscht und hingehalten, sondern ihnen lieber offen und grade erklärt, wie ihre Sache stehe, und ob und was er für sie thun könne. Ja wenn es seine Pflicht mit sich brachte, so konnte er die Pflicht der Wahrhaftigkeit mit einer Freimüthigkeit ausüben, die keine Gefahr, kein Verkanntwerden, keine heimliche und öffentliche Verleumdung und keinen Groll und Haſs derjenigen Menschen scheuete, denen er mit seinen offenen Aeuſserungen gradezu in den Weg trat. Doch verband er mit dieser Wahrhaftigkeit so viele Schonung der Verhältnisse, daſs, wenigstens nach seiner Absicht, seine offenen Mittheilungen nicht wehe thun sollten. Diese Wahrhaftigkeit und Freimüthigkeit zeigte sich auch im Urtheil über Schriften anderer Gelehrten, wovon Pölitz mehr als ein Beispiel anführt. Zugleich waren diese Urtheile gewöhnlich sehr treffend; wir führen davon nur das Urtheil über den Philosophen Jacobi (Pölitz I. S. 297.) an. — Auch die Dankbarkeit war eine der schönen Tugenden Reinhard's. So gewiſs es unzählige gibt, die den Verewigten zur Dankbarkeit verpflichtet sind, und so gewiſs manche dankbare Thräne bei der Nachricht von seinem Tode, ihm im Stillen geflossen ist: so war doch auch er im hohen Grade dankbar für jeden Beweis von Theilnahme, Liebe und Anhänglichkeit, den er empfing! Wie innig und dankbar liebte er seine sich ihm aufopfernde Gattin und seine Freunde! Wie offen sprach sein Herz in ihrem Kreise;

wie vergaſs er da den Schmerz seines Körpers und die Mittagshitze des öffentlichen Lebens! Liebe und Anhänglichkeit an seine Verwandten wichen nie aus seiner Seele; aber auch ihm hingen die Seinigen mit Vertrauen, Liebe und Verehrung an; nie war er mit einem seiner Verwandten zerfallen oder in Miſshelligkeit gerathen. Doch nie wendete er das Ansehen seines Amtes und seinen persönlichen Einfluſs zur Unterstützung hilfsbedürftiger Anverwandten an. Weil ihm aller Nepotismus, selbst in den entferntesten Schattirungen, verhaſst war: so durfte gewiſs keiner, der ihm verwandt war, darauf rechnen, durch seine Verwendung oder Empfehlung angestellt zu werden. — Reinhard war kein Feind geselliger Freuden und des Vergnügens des Umganges. Im geselligen Kreise war er im hohen Grade heiter und ein ungleich besserer Gesellschafter, als es unzählige andere Gelehrte sind, die im gröſsern Zirkel bald durch ihre Ungelenkigkeit, bald durch ihre Pedanterie und durch ihr erkünsteltes Schweigen verlieren, weil sie selbst im wirklichen Leben den Schulstaub der Studirstube nicht abzuschütteln vermögen, oder weil sie für ihr Ansehn befürchten, wenn sie im geselligen Kreise wären, wie andere Menschen. Sein Umgangston war einfach und natürlich; in seinem ganzen Wesen war nichts Gesuchtes und Pretiöses. Wie hätte es in seiner mündlichen Unterredung sein können? Sein mündlicher Ausdruck war deutlich, bestimmt, und nicht selten gerundet; denn vor seiner Seele stand der durch Worte darzustellende Begriff mit einer Klarheit und Deutlichkeit, daſs es bloſs der versinnlichenden Hülle des Wortes bedurfte, um denselben mit gleicher Deutlichkeit und Bestimmtheit vermöge der Sprache auszuprägen. Freilich trug er das so entweihte Wort Freundschaft im Umgange nur selten auf seinen Lippen, und der Schein offener Hingebung, womit der Weltmann nur so oft täuscht, lag nicht in seinem Charakter.

Wir fassen nun Reinhard als Gelehrten in's Auge. Eine ausgezeichnete Eigenschaft des wahren Gelehrten, eine Eigenschaft ohne welche er diesen ausgezeichneten Namen nie verdienen und besitzen kann, war, wie auch schon aus dem Vorhergehenden erhellet, unserm Reinhard in hohem Grade eigen. Ich meine die herrliche Eigenschaft der Humanität. Wie sehr diese gar Vielen von denen fehlt, die eine Masse von gelehrten Kenntnissen zusammengerafft haben, und die deſshalb in unkluger Schwülstigkeit sich besonders im Hochbrüsten und Absprechen über die gelehrten Arbeiten Anderer, etwas zu Gute thun, davon liefert die Geschichte und die Erfahrung sehr auffallende Beispiele. Reinhard konnte jenes Brüsten und stolze Absprechen durchaus nicht leiden, er wurde allezeit unwillig, wenn sich Gelehrte auf solche Weise herabwürdigten. Doch wir wollen

uns ihn nun in den verschiedenen Verhältnissen und Stellungen als Gelehrten vergegenwärtigen.

Es ist schon weiter oben zur Gnüge erwähnt worden, welche umfassende Kenntnisse Reinhard in den alten Sprachen besafs. Wir setzen hier davon weiter nichts hinzu; unterlassen aber nicht, da Reinhard hier in den Hallen des Tempels, wo ausgezeichneter Deutschen Gedächtnifs bewahrt werden, auch unter diese Vorzüglichen aufgenommen werden soll, der hohen Fertigkeit, ja Vollkommenheit zu gedenken, welche Reinhard in der deutschen Sprache besafs. Nicht allein, dafs er mit der Literatur der vorzüglichsten deutschen Schriftsteller sehr vertraut war; er selbst hat sich deutsche Klassicität erworben. Davon sind seine rhetorischen Arbeiten, nicht minder aber auch seine Vortrefflichkeit im Briefstyl, die redendsten Belege. Es bedarf nur eines aufmerksamen Blickes auf die Briefe, welche uns Pölitz in seinem Werke mitgetheilt hat, um dieses Urtheil gerechtfertiget zu sehen.

Nicht weniger achtungswerth erscheint uns Reinhard als Philosoph. Bei seinem Eintritte in die akademische Laufbahn war er in das Crusius'sche System eingeweiht. Allein ein so gewandter und vielseitiger Kopf, wie Reinhard, bleibt nicht lange in den Fesseln irgend eines Systems. Schon frühzeitig waren die Worte des Seneca, welche wir Eingangs angeführt haben, das Symbolum seiner Philosophie. Doch wir lassen über Reinhard's Philosophie einen seiner vorzüglichsten Schüler, den vielgewandten Krug (Allgemeines Handwörterbuch der philosophischen Wissenschaften, nebst ihrer Literatur und Geschichte, III. S. 443., ein ganz ausgezeichnetes Werk) reden. Dieser urtheilt also: „Als Philosoph war Reinhard Anfangs dem in der Zeit seiner ersten wissenschaftlichen Studien herrschenden Eklekticismus ergeben, obwohl mit einiger Hinneigung zur strengern Wolffischen Methode. Als die Kantische Philosophie herrschend wurde, suchte er zwar sich dieselbe anzueignen, sogar durch Vorlesungen, die er darüber hielt, und denen auch der Verfasser dieses Wörterbuches eben so, wie den übrigen Vorlesungen Reinhard's beiwohnte. Allein Reinhard fand dabei keine Befriedigung; und da die Kantische Philosophie alle übrigen Systeme der Philosophie erschüttert hatte, so ergab er sich, wie sein Schüler und Freund Schulze (Aenesidemus), dem Skepticismus, und bekämpfte nun sogar jene Philosophie mit ziemlicher Heftigkeit, als eine der Sittlichkeit, der Religion, und selbst dem Staate gefährliche Lehre. Bei seinem lebendig, moralisch-religiösen Gefühle aber bedurfte er doch etwas, woran er sich halten konnte. Und so warf er sich endlich, gleich andern Skeptikern, dem Supernaturalismus in die Arme, ungeachtet der consequente Skepticismus mit demselben durchaus unverträglich ist. Reinhard hatte

also gar kein philosophisches System; und dennoch war er ein sehr verdienter Lehrer der Philosophie, weil er die Köpfe zum eignen Denken weckte u. s. w." (Vergl. Pölitz II. S. 104 f.).

Mit welcher Schärfe des Urtheils Reinhard als Eklektiker über die Philosophien Kant's, Fichte's und Schelling's urtheilte, darüber finden wir die ausführlichern Belege ebenfalls bei Pölitz (II. S. 107 f.). Davon hier nur Einiges (S. 110.). Fichte'n kannte Reinhard persönlich, und schätzte ihn als tiefen selbstständigen Forscher sehr hoch. War er gleich mit dessen „Moralischer Weltordnung" (vergl. Fichte's und Niethhammer's philosoph. Journal, Jahrgang 1798 Nro. 1. und 2.) nicht einverstanden, so liefs er doch seiner Critik aller Offenbarung, deren zweite Auflage Reinhard'en dedicirt ward, und der Consequenz des Fichteschen Idealismus, so wie der Strenge seiner Sittenlehre, volle Gerechtigkeit widerfahren. Nichts destoweniger tadelte er seinen zu weit getriebenen Versuch, Alles *a priori* zu erklären. Ueber die Schelling'sche Philosophie, oder die sogenannte Identitätsphilosophie war Reinhard bei weitem unzufriedener; und diese Unzufriedenheit hatte ihren Grund, theils in der Art und Weise, wie sich diese Philosophie über Gott, Freiheit und Sittlichkeit aussprach, theils in dem schneidenden Tone einiger Anhänger Schelling's, der von jenen Jüngern und Schülern sich mehrmals selbst ganz unverholen losgesagt; aber, wie wir aus der neuesten Zeit wissen, von seinem philosophischen Systeme auch zur Offenbarung gewendet hat.

Wir wenden nun unsere Aufmerksamkeit auf Reinhard als Theologen, und zwar zunächst als Exegeten. Der Verfasser dieser Darstellung läfst hier zunächst Pölitz mit seinem Urtheile vorangehen, und erlaubt sich sodann, jedoch *sine ira et studio*, einige kurze hierher gehörende Bemerkungen. Pölitz urtheilt (II. S. 93 f.) über Reinhard als Exegeten auf folgende Weise: „Will man Reinharden als Exegeten überhaupt richtig beurtheilen, so darf man weder den Maafsstab der neuesten Zeit an ihn anlegen, noch auch vergessen, dafs seine theologische Gelehrsamkeit zunächst von der Crusius'schen, nicht von Ernesti's Schule ausging, und dafs, als sein eignes theologisches System sich späterhin, sehr unabhängig von Crusius Lehre, fixirte, er nicht zunächst als exegetischer Theolog auf dem Katheder und in Schriften auftrat, sondern vorzüglich der systematischen Theologie, der Dogmatik und Moraltheologie, Zeit und Kräfte widmete. Wenn ihm also auch die wissenschaftlichen Fortschritte und Veränderungen des exegetischen Studiums nicht fremd blieben, so war doch die Exegese nicht dasjenige Feld, das er mit besonderm Interesse anbaute, und daher kam es denn auch, dafs er bisweilen in manche Stellen der Schrift mehr hinein-

trug, als in denselben lag, wie er bei zufälligen Gesprächen mit mir über einzelne, von ihm in Examinibus und Colloquiis angeführte und erklärte Stellen, besonders des neuen Testaments, am Ende selbst nicht ableugnen konnte. Immer beharrte er aber dann bei dem von ihm aufgefafsten Kanon: es liege in den Schriften des neuen Testaments, besonders in den Schriften des Paulus, ein tieferer Plan, als man beim ersten Anblicke, und bei der blofs grammatischen Analysis finde, und im Geiste dieses Planes müsse die einzelne Stelle im Zusammenhange erklärt werden. Der höhere und selbstständige Anbau der sogenannten historischen Exegese endlich, fiel in diejenige Lebenszeit Reinhard's, wo er, getrennt von der Universität, bereits sein theologisches System abgeschlossen hatte. Defshalb legte er entschieden weniger Werth auf die historische Interpretation, als diese verdient, ob er gleich die neuern Bemühungen in derselben keineswegs verwarf (S. 95.). — Reinhard's Exegese stand also zu sehr im Dienste der Dogmatik, und war noch zu wenig von beigemischten theologischen (besonders kirchlichen) Stoffen entbunden, um als ganz selbstständige Wissenschaft zu erscheinen, die ihre Resultate aufstellt, unbekümmert darum, ob sie diesem oder jenem theologischen Lehrgebäude zusagen werden." — Genug hiervon; und hierzu nur noch einige Bemerkungen.

Es ist nur zu bekannt, dafs in früherer Zeit auf den deutschen Hochschulen sehr wenig, oder hie und da gar keine Rücksicht besonders auf die Exegese des neuen Testaments Statt fand; Wittenberg war zu der Zeit, als Reinhard studirte, auch in diesem Falle. Das verschwisterte Leipzig erfreute sich aber in dieser Beziehung eines weit günstigern Geschickes. Denn es war allda der für die Critik und Exegese des neuen Testaments unvergefsliche Johann August Ernesti, welchen wir den Lichtschaffer in der Theologie nennen möchten, und welcher nach philologisch-historisch-kritischen Grundsätzen in Deutschland zuerst eine Bahn in der Exegese brach, auf welcher ihn ein Semmler begleitete, der vorzügliche Exeget Koppe, mit noch gröfserer Läuterung der von ihm aufgestellten Grundsätze, nebst mehren andern ehrwürdigen Männern folgte. Reinhard hatte nicht Gelegenheit, Ernesti's exegetische Grundsätze kennen zu lernen. Was er allenfalls von Exegese hörte, war unlauter und von vorausgesetzten dogmatischen Meinungen durchflochten. Er las als Professor der Theologie Dogmatik und christliche Moraltheologie. Wie kann man aber diese lesen, ohne besonders mit der Exegese des neuen Testaments zuvor im Klaren zu sein? Denn immer ist und bleibt die Exegese die Mutter der Dogmatik und aller Zweige der sogenannten systematischen Theologie; und immer ist und bleibt es wahr, dafs, weil man die erste vernachlässigte, die andern eine falsche Richtung nehmen

mufsten; immer ist und bleibt es wahr, dafs sich eben durch solche Mifsgriffe Mängel in das kirchliche System eingedrängt haben, deren Abstellung Noth thut; immer endlich ist und bleibt es wahr, dafs, wenn Reinhard nicht unrichtige und sehr mangelhafte Begriffe von neutestamentlicher Exegese gehabt hätte, er nicht Mifsgriffe gethan haben würde, wie diefs namentlich der Fall in seiner Reformationspredigt im Jahr 1800 geschehen ist, und dafs er sich nicht Unannehmlichkeiten ausgesetzt haben würde, wie er sie defshalb, zum Theil auch auf eine sehr inhumane Weise, deren wir eben so wie Reinhard abhold sind, erfahren hat. Doch wir brechen hier mit diesen kurzen Bemerkungen, welche wir dem Urtheil uneingenommener Theologen anheim geben, ab, und führen gern darauf zurück, dafs Reinhard, aufser diesen Mifsgriffen, welche ihm allerdings nur schaden konnten, doch im Leben und Wirken überhaupt einen christlichen Sinn zeigte, und dafs er, was sehr erfreulich ist, besonders in den frühern Jahren seines Predigerberufs, in seinen öffentlichen Reden den himmlischen Athem der reinen Lehre des Evangeliums vorwehen läfst.

Berücksichtiget man das Ebengesagte, so ist darin schon mit angegeben, was sich über Reinhard als Dogmatiker sagen läfst. Doch verweisen wir defshalb noch besonders auf Pölitz (II. S. 124 f.). Wir wenden uns nun zu einer Schilderung Reinhard's als Prediger. Es soll daher hier nicht die Rede davon sein, welche Anweisung Reinhard hinsichtlich der Einrichtung der Predigten gab, sondern davon, wie er zu einem solchen Prediger ward. Es ist schon oben bei der Schilderung seines Lebens der Aufmerksamkeit und des Fleifses gedacht worden, welche Reinhard schon in früher Jugend auf die vorzüglichsten deutschen Klassiker und auf die Klassiker Griechenlands und Roms verwendete. Vornehmlich war es in späterer Zeit Demosthenes, in welchen Reinhard einzudringen versuchte (vergl. Geständnisse S. 52.). Nicht minder suchte er sich vertraut mit Cicero zu machen, dessen Schriften er vorzüglich liebte. Diese gutgewählte treffliche Bildungsschule des angehenden Redners, ward bei Reinhard noch durch das Studium der Psychologie und Moral unterstützt. Dieses Studium griff tief in seine homiletischen Arbeiten ein; denn diejenigen Predigten, in welchen er Gegenstände der empirischen Psychologie behandelte, gehören gewifs zu seinen gelungensten. Sie sind gröfstentheils aus seiner Wittenbergischen Periode, und aus den ersten Jahren seines Aufenthalts in Dresden. Fragen wir überhaupt aber, welches das Charakteristische der Reinhard'schen Predigten sei, so können wir unmöglich darüber ein anderes Urtheil fällen, als wie es der unvergefsliche Tzschirner (Briefe, veranlafst durch Reinhard's Geständnisse etc. S. 89.) gefällt hat. Dieser sagt hier: „Unerschöpfte Mannigfaltigkeit der Materie bei

einem seltenen Wechsel der Form, ebenmäſsige Vollendung des Ganzen bei einem seltenen Hervortreten einzelner Theile, eine Besonnenheit, welche über die Thätigkeit der Kraft, aus deren Fülle das oratorische Leben kömmt, mit unablässiger Strenge wachet und waltet, Kunst und Wahl ohne gesuchten Schmuck und ängstliche Strenge, Reiz und Schmuck, nicht Pracht und Glanz, mehr ernste Würde als heitere Anmuth und zarte Weichheit, und endlich eine gleichmäſsige Mischung von Klarheit, Fülle, Präcision und Stärke sind die unterscheidenden Merkmale der Reinhard'schen Beredtsamkeit."

Ein besonderer Vorzug der Reinhard'schen Predigten ist diejenige Popularität des Ausdruckes, vermöge welcher er jeden nur etwas durch Erziehung gebildeten Menschen in seinen Predigten ansprach, weſshalb auch Menschen aus den niedern Ständen, in Wittenberg und Dresden, ihn unausgesetzt hörten: ein Beweis, daſs der religiöse Redner es in seiner Gewalt hat, sein Auditorium zu sich heraufzubilden, wie es der Lehrer auf Gymnasien und Akademien vermag. Wir wollen gern zugestehen, das manche Zuhörer Anfangs nur Milch vertragen, und keine starke Speise, allein der Kanzelredner (besonders in ansehnlichen Städten) irrt eben so, wie der akademische Docent, wenn er bloſs für Milchsuppen sorgt, und seine Zuhörer nicht zu nahrhaftern und kräftigern Speisen fortführt. Wie oft versteckt sich aber geistliche Armuth, oder Indolenz, hinter die Behauptung: die Menschen aus den untern Volksklassen könnten nur Milch vertragen. Freilich muſs der Prediger, der seine Zuhörer auf dieser niedern Stufe der geistigen Bildung antrifft, nicht im Anfange durch zu hochgestellte Predigten seine Zuhörer aus der Kirche hinauspredigen, sondern er muſs Stufenweise, wie der weise Erzieher, sie weiter fortführen und fortbilden. Denn unmöglich würde Reinhard's Beifall acht und zwanzig Jahre hindurch in Wittenberg und Dresden derselbe geblieben sein, wenn dieser bloſs auf die zufällige Mode der Zuhörer, Reinharden gehört zu haben, sich gestützt, und Reinhard nicht auch mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem Geiste und Herzen seiner Zuhörer gesprochen hätte, und wenn er nicht von ihnen verstanden worden wäre. Eines andern wesentlichen Verzugs der Reinhard'schen Predigten müssen wir hier allerdings noch gedenken. Dieser Vorzug bestand darin, daſs Reinhard den Streit über die dogmatischen und moralischen Predigten praktisch so schlichtete (vergl. Tzschirner's Briefe S. 127 f.), daſs er nie eine bloſs dogmatische Predigt, ohne Anwendung des aufgestellten Dogma auf's Leben, und eben so wenig eine bloſse moralische Predigt gehalten hat, ohne das aus der Moral stammende Thema, nach seinem Zusammenhange, mit den letzten Gründen der Religion aufzuklären. Er fühlte den heiligen Beruf des Kanzelredners zu gut, als daſs er bloſs hätte leh-

ren sollen; er wufste aber auch, dafs die Belebung und Erweckung des Gefühls allein ebenfalls nicht ausreicht, weil dunkele Gefühle zwar Manchem wohlthun mögen, allein — ohne Verbindung mit deutlichen Begriffen und richtigen Ueberzeugungen — nothwendig in das Chaos des bodenlosesten Mysticismus stürzen. Und hiervon, von dem in unserer Zeit so sehr überhandnehmenden Mysticismus, war Reinhard ein abgesagter Feind. Wie würde sich der Stachel seines Witzes gespitzt, wie würde sich sein Mund ironisch verzogen haben, hätte er die Reden mancher neuern Kanzelredner gelesen, die sich und vielen Andern, Vornehmen und Geringen, in dem mystischen Wuste gefallen, mit welchem sie die Kanzeln verunsaubern; ja wie würde er unwillig geworden sein, wenn er, der über Glaube, Liebe und Hoffnung so oft durch den Verstand zu dem Herzen, und zwar so überzeugend und ergreifend sprach, es vernommen hätte, dafs theologische Mystificanten von der Kanzel diesen Glauben, diese Liebe und diese Hoffnung, als die Schwalben des grofsen Weltfrühlings angekündigt hätten.

Doch nur von diesen besondern Vorzügen der Reinhard'schen Predigten mag hier die Rede sein, da uns der Raum dieser Blätter nicht gestattet, uns über Reinhard's Leistungen als Prediger ausführlich einzulassen. Wir verweisen defshalb auf Pölitz und Tzschirner's angeführte, sehr lehrreiche Schriften, und verweilen nun noch einige Augenblicke bei unserm Reinhard als Geschäftsmann.

Dafs Reinhard in den verschiedenen aber sehr bedeutenden Aemtern, die er in Dresden bekleidete, sich durch die Führung und Behandlung derselben eben so wie in andern Rücksichten ausgezeichnet habe, ist ihm von seinen Biographen laut und öffentlich nachgerühmt worden. Mit strenger Gewissenhaftigkeit besorgte er Alles, was seine Aemter von ihm forderten; aber er besorgte es auch mit einer Genauigkeit, nnd Sicherheit, die oft bei Vielen Aufsehen erregte; jedoch auch um so mehr vorzügliche Achtung gegen einen Mann einflöfsen mufste, dessen vielseitig gebildeter Geist, dessen scharfe Urtheilskraft und dessen sehr reiche Menschenkenntnifs, oft in einem Augenblicke die verwickelsten Knoten auflöste und das hellste Licht über die Dunkelheit so mancher Gegenstände verbreitete. Er war hierbei vornehmlich entfernt von dem Kleinigkeitsgeiste in Geschäften, der an dem Zufälligen und Aufserwesentlichen hängt, der mit Aengstlichkeit an einzelnen Worten und an veralteten Formen klebt, und dadurch den richtigen Gesichtspunkt gang aus dem Auge verliert. Reinhard zog sich dabei allerdings manche mifsfällige Urtheile zu. Allein den Verständigen und Hellsehenden hat er es immer recht gemacht, und Manche werden noch jetzt an seiner Urne mit unveränderter Ehrfurcht und Dankbarkeit sein Andenken feiern.

H.

Bemerkung.

Die Biographien von Haydn und Maria von Weber werden im 11ten Bande nachgeliefert.

Erfurt, gedruckt in der Hennings'schen Buchdruckerei.



